

SCHREIBWETTBEWERB 2023 ZUM THEMA

FREI SEIN

PRÄMIERTE TEXTE VON
KINDERN UND JUGENDLICHEN



DIE FEDER 2023

Frei sein

*Lesebuch des Schreibwettbewerbes 2023
der Hanns-Seidel-Stiftung*

Inhalt

Vorwort	7
---------------	---

Prämierte Textbeiträge aus der Kategorie 6 –12 Jahre

Levin Atzenbeck: Frei sein in den Ferien	11
Isabelle Birkmaier: Frei sein	14
Carla Burkhardt: Frei sein	15
Ayse Celik: Stiller Regen	16
Charlie Clausen: Hilfe, Siri!	18
Liane Grefenstein: Frei sein	26
Eva Constanze Grün: Sei frei, Dziki!	28
Sandra Hörger: Die Tür	36
Carmen Martinez von Bülow: Glühwürmchen Elvira	46
Frank Sczesny: Lisbeth haut ab	49
Lea Strohmaier: Eine fantastische Reise	60
Lotte Walz: Die Freunde der wilden Freiheit	70
Max Wegmann: Meine Unfreiheit	73

Prämierte Textbeiträge aus der Kategorie 13 –18 Jahre

Yoela Aithnard: Frei sein – Ein Gedicht	76
Pauline Bodensteiner: Sei wie der Baum	77
Helena Braun: Der Sprung in die Freiheit?	82

Ella Dobrindt: Federleicht und tonnenschwer	85
Christina Düll: Manchmal	87
Olivia Stahlenburg: Ana und Aljoscha	88
Luzia Funk: Runaways	95
Emilia Gegenfurtner: Einklang	100
Lina Heinrichmeier: Kirschblüten und Poesie	101
Sophia Nicole Iftode: Frei Sein	109
Helke Jacob: Brei Denker	112
Eva Maria Krönauer: Ist frei sein überhaupt so gut?	123
Kira Lachyna: Frei sein	125
Britta Müller: Frei sein	127
Ava Najafi: Freiheit	134
Dominik Oppermann: Einfach nur weg!	144
Leslie Pöchmann: Der Ort in meinem Kopf	146
Dunja Scerbakov: Frei sein	148
Franziska Schmid: Gefangen in einem Haus voller Möglichkeiten.	149
Lea Schwarz: Frei sein	159
Juliane Singer: Frei sein	161
Lena Vossmann: Gefangen	163
Oskar Wache: Catull und die Nullstellen	165
Anna Wagner: Freiheit ist da, wo wir suchen.	170
Antonia Weishäupl: Geburtstag mal anders oder Tante Elisabeth, die Befreierin.	171

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

in diesem Jahr hat die Hanns-Seidel-Stiftung nun schon zum zweiten Mal zum Schreibwettbewerb „Die Feder“ aufgerufen. Die Resonanz hat unsere Erwartungen übertroffen und erreichte Autorinnen und Autoren über die bayerischen Landesgrenzen hinaus, von ganz jung bis alt. Am Ende zählten wir knapp 350 Einsendungen in den Kategorien „Geschichten für Kinder von sechs bis zwölf Jahren“ und „Geschichten für Jugendliche von dreizehn bis achtzehn Jahren“.

In diesem Jahr haben sich die Autorinnen und Autoren mit dem Thema „frei sein“ beziehungsweise „Freiheit“ auseinandergesetzt. Die Kurzgeschichten und Gedichte fangen immer wieder das Gefühl ein, wie es ist frei zu sein, in all seinen Facetten, den großen und auch den kleinen Momenten von Freiheit. Einige Texte handeln aber auch vom Gegenteil: der Unfreiheit. Es werden Situationen von Zwang und Unterdrückung beschrieben, die uns vor allem immer wieder vor Augen führen, welch großes Privileg die Freiheit ist.

Die 38 Siegergeschichten könnten unterschiedlicher nicht sein – es finden sich alle Genres wieder: von Liebesgeschichten, Fantasy-Erzählungen bis hin zur Tragödie. Allen hier veröffentlichten Autorinnen und Autoren ist eines gemein: Sie alle überzeugten mit einem besonderen Gespür für Sprache und natürlich mit viel Fantasie und großem Vorstellungsvermögen. Sie haben sich in ihre Charaktere hineinversetzt, andere Perspektiven gezeigt und oft zum Denken angeregt. Jede Geschichte zeugt von der Leidenschaft fürs Schreiben, der Fähigkeit die Leserin oder den Leser mit starken Worten zu erreichen und zu berühren.

An dieser Stelle möchte ich mich auch noch ganz herzlich bei unserer engagierten Jury bedanken: Sonja Wunderlich, Miriam Zöllich, Dr. Ludwig Lenzgeiger, Prof. Dr. Oliver Jahraus und Gregor Specht und unseren Mitarbeitern Teresa Pfaffinger, Margarethe Stadlbauer und Thomas Klotz. Vielen Dank, ohne Sie wäre der Wettbewerb nicht möglich gewesen.

Ich wünsche Ihnen nun eine gute Lektüre und viel Freude mit der bunten Auswahl unserer Siegertexte!

Ihr Markus Ferber, MdEP
Vorsitzender

*Prämierte Textbeiträge
aus der Kategorie 6 –12 Jahre*

Levin Atzenbeck, 11 Jahre

Frei sein in den Ferien

Himmel

Es sind gerade Osterferien, ich liege in meiner Vogelneuschaukel im Garten und schaue hoch zum Himmel. Dabei überlege ich mir, was ich heute alles machen kann, weil es grad nicht regnet: Soll ich mit meinem Rad oder mit meinem Longboard durchs Dorf fahren? Oder soll ich lieber auf den Spielplatz gehen? Soll ich mit meinen Freunden was unternehmen? Soll ich noch Trampolin hüpfen?

Oder lieber reingehen und drinnen ein Bild malen, lesen oder Lego spielen? Puh, so viele Möglichkeiten!

Gedankenverloren blicke ich wieder hoch zum Himmel und verfolge die Wolken, die der Wind eben nach Osten treibt! Nach Osten?! Osten! Da fällt mir sofort die Ukraine ein, von der ich viel in Logo sehe oder in den Nachrichten der Deutschen Welle lese. Wie es den Kindern dort wohl gerade geht?

Ukraine

So stelle ich mir einen Jungen meines Alters vor. Pavel, Oleksander oder Aleks könnte er heißen. Ob er genauso frei sein kann wie ich? Was macht er wohl gerade? Vermutlich ist Radfahren, am Spielplatz spielen oder Trampolin im Garten hüpfen viel zu gefährlich für ihn! Wahrscheinlich sitzt der Arme gerade in einer überfüllten U-Bahn-Station oder in einem Keller mit viel zu wenig Verpflegung, um sich vor den Bomben oder Drohnen der Angreifer zu schützen. Hoffentlich hat er nicht viel Angst und kann wenigstens ein bisschen spielen.

Was die Kinder dort wohl spielen? Ob er wohl draußen spielen kann, wenn mal kein Angriff ist? Oder muss er vielleicht sogar Angst vor Minen haben? Ich hab sogar gehört, dass ukrainische Kinder nach Russland verschleppt werden. Schrecklich, wenn sie nicht mehr oder

für lange Zeit nicht mehr zu ihren Eltern, Freunden und Verwandten zurückkommen können. Das stelle ich mir sehr schlimm vor. Ein bisschen kann ich mich da in ihre Situation versetzen, weil ich seit September im Internat bin und auch manchmal Heimweh habe, obwohl ich jedes Wochenende nach Hause komme. Die vielen Gedanken über den Krieg in der Ukraine machen mich traurig. Wie mag es wohl den Kindern in Russland gehen?

Russland

Kann ein Kind in Russland einen Aufsatz gegen den Krieg in der Ukraine und für Frieden schreiben? Kann ein Kind dort ein Bild für den Frieden malen, ohne Angst haben zu müssen, dass Papa oder Mama dafür ins Gefängnis müssen? Was passiert dann mit dem Kind? Oder hat das Kind vielleicht Angst um seinen Papa, der gerade in der Ukraine kämpfen muss? Hat man da überhaupt Lust, etwas zu spielen? Oder will man da einfach nur alleine sein? Ich weiß es nicht. Ich habe das Gefühl, dass weder in der Ukraine noch in Russland Kinder richtig frei sein können.

Wie geht es eigentlich Kindern in anderen Ländern der Welt? Ob sie da auch frei sein können? In den Medien wird nicht nur über den Krieg in der Ukraine berichtet, sondern auch oft über den Iran und Afghanistan.

Iran

Im Iran gibt es zwar keinen Krieg, aber es gab Unruhen und viele Einschränkungen, vor allem für Mädchen und Frauen. Zum Beispiel dürfen Mädchen nur begrenzt in die Schule gehen. Es gibt auch immer wieder Meldungen von Giftanschlägen auf Mädchenschulen, die wahrscheinlich im Zusammenhang mit den Unruhen stehen. Angefangen hat alles mit den Protesten gegen den Tod von Jina Mahsa Amini, die in Polizeigewahrsam verstorben ist. Ich gehe zwar nicht immer gerne zur Schule, aber ich bin froh, dass es hier an den Schulen sicher ist und Mädchen und Buben gemeinsam lernen können. Aber gerade

im Moment bin ich einfach nur glücklich, dass Ferien sind und ich einfach nur vor mich hin träumen und in meiner Fantasie auf Weltreise gehen kann.

Afghanistan

Im Gegensatz zum Iran hat es in Afghanistan in letzter Zeit Kriege und viel Gewalt gegeben, denn dort herrschen momentan die Taliban. Das ist eine Terror-Gruppe, die sehr radikal und streng islamisch regiert. Ich habe gehört, dass Frauen immer weniger in der Öffentlichkeit dürfen. Anscheinend dürfen Frauen nicht einmal mehr in Freizeitparks. Sie sind somit nicht mal frei in ihrer Freizeitgestaltung. Ich finde das einfach nur gemein. Insgesamt haben Frauen und Mädchen in diesem Land viel weniger Rechte und Freiheiten als Jungen und Männer. Wenn ich mir vorstelle, dass meine Cousine weniger unternehmen oder machen darf als ich, nur weil sie ein Mädchen ist, finde ich das sehr ungerecht.

Schaukel

Jetzt allmählich reicht es mir aber mit den vielen traurigen Gedanken von Kindern in anderen Ländern der Welt. Da reise ich in meinen Gedanken gerne wieder zurück nach Deutschland, nach Bayern, in meinen Garten, zu meiner Schaukel. Mensch, bin ich froh, dass ich in Deutschland wohne und so frei sein kann. Aber ich hoffe fest, dass diese Ungerechtigkeiten, Kriege und Unfreiheiten in den anderen Ländern bald aufhören und die Kinder dort genauso frei sein können wie ich. Ich bin jetzt so frei und hüpfte erst einmal im Trampolin, um die traurigen Gedanken zu vertreiben und meine Freiheit in vollen Zügen zu genießen, die mir jetzt vielleicht sogar ein bisschen wertvoller erscheint als vor meiner Reise.

Isabelle Birkmaier, 12 Jahre

Frei sein

„Victoria, kommst du runter? Victoria, meine Güte, schalt doch das Licht an.“ Gleißend hell. Viel zu hell wird es durch die gelbliche Deckenlampe. In der Dunkelheit kann man sich wenigstens noch verstecken. „Komm runter, es gibt Essen.“ Durch die Tür die Treppe runter. Stehen bleiben neben dem Fenster. Drei Sekunden. Nicht mehr. Sich wünschen, die Vorhänge wären weggezogen, das Fenster offen. Dann weitergehen. Sich an den Küchentisch setzen. Sich das gleiche beim Küchenfenster denken. Nichts sagen, warten, bis das Essen kommt. Nach dem Essen ins Zimmer gehen. Licht ausschalten, ins Bett legen. Warten. Es klingelt. Aufstehen, Treppe runter. 5 Sekunden stehen bleiben. Bis Mama ruft:

„Victoria, dein Freund ist da!“ Dann weitergehen. Schuhe anziehen. Warten, bis er seinen Arm um mich geschlungen hat. Selbst draußen keine Freiheit. Eingesperrt bleiben. Immer. Am frühen Abend nach Hause kommen. Duschen. Kurz loslassen. Sich dann zurückerinnern. Licht ausschalten, wenn man zurück ins Zimmer geht. Jeden Tag. Frei bin ich schon lang nicht mehr. Die Freiheit verlor ich im Alltag. Eingesperrt in sich selbst.

Carla Burkhardt, 10 Jahre

Frei sein

Carla „die Freie“ nannte sie mich,
ist das nicht verwunderlich?
Es konnten ja viele Wörter sein,
warum musste es Freiheit sein?

„Freiheit ist die Voraussetzung für Glück“.
Was in aller Welt meint sie damit?

Für mich ist Freiheit in der Natur zu sein,
lachen, toben, Sonnenschein.
Sie sagt: Solange du sie hast, vermisst du sie nicht.
Bekommst du sie wieder, ist sie das größte Glück.

„Freiheit ist die Voraussetzung für Glück“.
Was in aller Welt meint sie damit?

Für mich sind meine Gedanken frei,
und die Möwe am Meer,
deren Freiheit in Sonne und Wind beneide ich
besonders sehr.
Für Mama zählt, dass ich frei wählen kann,
Land, Beruf, Religion und meinen Mann.

„Freiheit ist die Voraussetzung für Glück“.
Was in aller Welt meint sie damit?

Ich werde es herausfinden,
Schritt für Schritt.

Ayşe Celik, 12 Jahre

Stiller Regen

Ich starrte in die Ferne, die unendlich zu sein schien. Freiheit. War es das, was er gerade verspürte? Eine Art der Freiheit, die so auf dieser Welt undenkbar ist. Eine Art der Freiheit, die sich nicht durch Ruhm, Macht oder Reichtum definierte. Eine Art der Freiheit, die man sich nicht erkaufen konnte, ein Gefühl der Freiheit, welches einem in dieser Welt zu fühlen gar nicht erlaubt war.

Ich betete, dass es das war, was er nun spürte.

„Wir sollten nun los.“ Sie sprach leise, flüsterte nahezu, ihre Stimme so weich und behutsam, als wollte sie mich nicht aus diesem Moment reißen. Ich zuckte trotzdem schreckhaft zusammen, ich war so in meine Gedanken vertieft gewesen, dass ich die ganzen Menschen um mich herum ausgeblendet hatte. Ich strich mir mit einer Hand das Haar aus dem Gesicht, hoffend, dass niemand mich dabei beobachtet hatte wie ich so verloren in die Ferne starrte. Ich wollte nicht, dass sich die Leute Sorgen machten. Es ging mir gut. Ihm ging es nun gut. Das machte es erträglicher.

Doch ich wollte nicht gehen. Ich wollte hierbleiben bei ihm, für meine Fehler büßen, die ich nie wieder gutmachen konnte, wollte vergessen, was ich nie wieder vergessen würde.

Gegen meinen Willen drehte ich mich unbeholfen um, schloss die Augen, fürchtete mich vor der Dunkelheit, die auf Licht traf, als ich ihn in meinem inneren Auge sah, und verstand, dass ich das Schicksal nicht mehr ändern konnte.

Wir verließen den Friedhof mit schweren Schritten und dutzenden von Augenpaaren, die auf uns gerichtet waren. Augenpaare jener, die sich hier vor seinem Grab versammelt hatten, um ihm Lebewohl zu sagen. Mir fiel das nun nicht mehr schwer, weil ich wusste, er war frei. Und ob ich es auch war, diese Entscheidung lag ganz bei mir.

Und wenn Geschichten mal traurig scheinen, damit sind sie noch nicht vorbei.

Menschen kommen und gehen, Zeit verfliegt wie Sand im Wind und frei zu sein ist eine Entscheidung, die nur wir ganz allein treffen.

Leise Wassertropfen fielen vom Himmel, sammelten sich auf dem noch von der Sonne heißen Teer zu kleinen Pfützen, ich blickte in den Regen, meine Gedanken leer, obwohl es doch so viel gab, über das ich hätte nachdenken können.

Auch als der Regen schamlos auf uns hinunterprasselte, unsere Kleidung durchnässte und wir zu rennen begannen, kam es mir nicht verätherisch vor, dass das leichte Lächeln meine Lippen nicht verließ.

Charlie Clausen, 12 Jahre

Hilfe, Siri!

Ich stelle mein Rad vor die Garage und laufe zum Eingang unseres Hauses. „Hi, Mum“, rufe ich meiner Mutter in der Küche zu, bevor ich die Treppen hoch in mein Zimmer stürme. Verflixt, wo ist denn schon wieder mein Handy? Ach ja, stimmt, auf meinem Bett. Auf dem Sperrbildschirm kann ich bereits erkennen, dass mir „BFF“ zwei Nachrichten gesendet hat und, dass meine Lieblingsinfluencerin ein neues Video gepostet hat: „Ein Tag in meinem #THATGIRL Leben“. Mädchen, die nach diesem Trend leben, sind nahezu perfekte Menschen. Sie stehen früh auf, machen Sport und beherrschen die Kunst, sich den ganzen Tag gesund zu ernähren und produktiv zu sein. Ich möchte auch so ein makelloses Leben führen und meinen Followern davon berichten. Das Problem ist nur: Ich habe weder ein makelloses Leben noch viele Follower. Eigentlich ist es ja kein Wunder, dass ich mit 12 Jahren nur etwa 15 Abonnenten habe. Dennoch gibt es viele Kinder meiner Altersklasse, die deutlich erfolgreichere Resultate ihrer Accounts genießen können. Ich habe das Gefühl, ich werde durch jedes Video erneut beeinflusst. Dazu, dass ich dünner, schöner, perfekter, intelligenter und erfolgreicher werden MUSS. Vielleicht bin ich einfach zu blöd dafür.

Als mich meine Mutter mit den üblichen Worten: „Essen ist fertig, Josi“ zum Mittagessen ruft, begeben mich samt Handy an den Esstisch, um dort meiner BFF zu antworten. Ich muss sie leider mal wieder vertrösten, um das neue Video von Milly zu schauen. Dass ich das Handy mit zum Essen genommen habe, gefällt meiner Mama jedoch überhaupt nicht: „Josi, du kennst doch die Regel! Kein Handy während des Essens! Generell hängst du viel zu viel an dem Ding!“ Mit einer Stressfalte auf der Stirn dreht sich meine Mama um und geht zum Herd, wo sie anfängt, die Lasagne in gleich große Stücke zu schneiden.

„Mum, entspann dich mal. Du bist echt voll uncool. Ich wollte doch nur schnell Anna antworten“, entgegne ich meiner Mutter.

„Das kannst du auch nach dem Essen. Ich wette mit dir, dass Anna nicht annähernd so eine erschreckend lange Bildschirmzeit hat wie du! Du bist doch förmlich in diesem Teil gefangen!“ Gerade will ich genervt antworten, doch da ertönt ein lautes „PUFF“ und ich spüre nur, wie mein Handy in der Hand heißer und heißer wird und ich in etwas hereingezogen werde... Als ich meine Augen wieder öffne ist mein Smartphone verschwunden und ich befinde mich inmitten quaderförmiger, einfarbiger Häuser. Wo zur Hölle bin ich denn hier gelandet? Ich bekomme ein wenig Panik. Ist so eine plötzliche Teleportation überhaupt möglich? Direkt neben mir befindet sich eine riesige grüne Wand, an der eine Leiter steht. Ich beschliesse, sie hochzuklettern. Vielleicht kann ich mir so einen besseren Überblick über die Umgebung verschaffen. Oben angekommen erschrecke ich: Auf dem Dach ist das WhatsApp-Logo abgebildet! Moment mal. Auf den anderen Gebäuden sind noch weitere App-Logos, immer passend zu deren Farbe. Und statt dem Himmel sehe ich über mir die Decke des Wohnzimmers. Da habe ich eine oscarreife Erkenntnis: Ich wurde in mein Handy gebeamt.

„AHHHHH!“, schreie ich. Das kann doch nicht sein! Hilfe, ich laufe auf WhatsApp! Also jetzt mal ganz im Ernst: Ich stehe gerade auf einer App! Ich klettere leicht verstört wieder hinunter und sehe mich um. Denn egal, wie beängstigend es auch klingt, irgendwie ist es ja doch recht interessant, ein Handy von innen zu erleben. Ich gehe um die Ecke des WhatsApp-Gebäudes und entdecke eine Tür. Da ich an dieser Situation gerade eh nichts ändern kann, beschliesse ich, durch die Tür hindurchzugehen.

Im Inneren des Hauses ist es ebenfalls sehr grün und lauter Textnachrichten fliegen um mich herum. Ich stehe in einem Wirbelsturm

aus Sprechblasen. Ich erschrecke, als plötzlich hinter mir die Tür ins Schloss fällt. Glücklicherweise ist es, obwohl das Haus keine Fenster hat, recht hell hier drinnen.

„Hallo?“, frage ich mit zittriger Stimme und der Hoffnung, dass ich nicht ganz alleine in meinem Handy bin. Ich schreie erneut, als ich plötzlich eine Stimme sagen höre: „Du, ich habe gerade echt keine Zeit. Paul schreibt gerade “Melone, Melone, Melone, Melone“ und Sophie antwortet “Schnauze, das hier ist ein Klassenchat!“ So ein Blödsinn und wer muss das weiterleiten? Genau, ich! Ich hasse meinen Job.“

Äh, hat gerade ernsthaft das Haus bzw. WhatsApp mit mir geredet? Ich weiß nicht, ob ich das komisch oder irgendwie cool finden soll, ich meine, wer kann schon von sich behaupten, mit einer App gesprochen zu haben?

„B...b...bist du WhatsApp?“, stammele ich.

„Ne, Twitter. Natürlich bin ich WhatsApp. Was denkst du denn?“, wird mir trotzig geantwortet.

„Äh, Entschuldigung, ich lasse dich dann mal in Ruhe“, sage ich. Diese App scheint mir leicht reizbar zu sein. Und ein Streit mit ihr wird mir dann, denke ich, doch etwas zu abgefahren, ganz abgesehen davon, dass ich noch weitere Apps erkunden will. Ich bin gerade dabei, das Haus zu verlassen, als mir draußen bzw. in meinem Handy ein leuchtender Ball begegnet und ich erkenne sofort, wer es ist: SIRI! Sie hat ungefähr die Größe eines Basketballes und schwebt auf Brusthöhe vor mir herum. Sie sieht eigentlich exakt so aus, wie ich sie bereits kenne: Ein schwarzer Ball, mit farbigen, leuchtenden Kreisen, die in ihm herumschwirren. Also das, was gerade hier abgeht ist echt krank!

„Was mache ich eigentlich hier?“, rutscht es mir heraus.

„Ich bin mir nicht sicher, ob...“, plötzlich bricht Siri mitten im Satz ab, „...Wer bist denn bitte du und was machst du hier drinnen? Du gehörst doch auf die andere Seite des großen Glases.“

„Tja, wenn ich das nur wüsste. Ich bin Josi und, äh, naja ich wurde hier wohl irgendwie reingesaugt“, stelle ich mich vor. Ich hätte nie gedacht, dass ich mich mal mit diesen Worten vorstelle. Einen Moment lang herrscht peinliche Stille, bis Siri mit ihrer gewöhnlichen, roboterartigen Stimme sagt: „Also sowas habe ich echt noch nie erlebt! Und ich bin schon seit 5 Jahren ausgebildete Sprachassistentin. Außergewöhnlich!“

„Kannst du mir vielleicht irgendwie helfen?“, frage ich, denn Siri kennt sich sicher gut aus.

„Das Einzige, was ich tun kann, ist, dich hier etwas rumzuführen“, antwortet sie.

„Warum denn nicht?“, meine ich, denn es klingt schon recht vielversprechend, mit einer künstlichen Intelligenz an der Seite eine Führung durch ein Handy zu machen. Da meldet sich eine riesige Uhr mit einer total süßen, piepsigen Stimme über uns zu Wort: „Moin, ich bin Timer.“

„Hi“, begrüße ich ihn.

Er scheint gerade irgendeine Zeit zu messen oder so, denn ich sehe unter ihm Zahlen. Welche genau das sind, kann ich von hier unten nicht erkennen. Ich frage mich, was passiert, wenn Timer klingelt, um mich daran zu erinnern, meinen Workout zu machen. Ich will doch ein #THATGIRL sein! Und, um Gottes Willen, wie komme ich dafür eigentlich wieder hier raus? Mir bleibt jedoch nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn Siri schwebt schon zur Führung los und ich folge ihr.

„Also, wie du vielleicht schon gemerkt hast, stellt hier jedes Haus eine gewisse App sowohl optisch, als auch inhaltlich dar. Dort vorne steht zum Beispiel das gelbe Snapchat und das rote YouTube“, legt Siri los und ich laufe gespannt hinter ihr, auf den Wegen, die die Gebäude miteinander verbinden, her. Prinzipiell ist es ja, wie bereits erwähnt, eine spannende Erfahrung, in ein Handy zu schauen, aber nicht, wenn man nicht weiß, wie man wieder rauskommt.

„Wie bist du überhaupt hierhergekommen?“ will Siri wissen. Und daraufhin erzähle ich ihr die ganze Geschichte, bis zum „PUFF“.

„Vielleicht soll dich diese Erfahrung ja etwas lehren. Komm, ich zeig dir mal Instagram“, meint sie dazu.

Wow, ich wusste gar nicht, dass Siri so emotional nachdenken kann. Aber es ist eine gute Vermutung. Ich betrete mit ihr Instagram, ein rosafarbenes Haus. Innen ist es, wie zu erwarten: auch rosa. Und es ähnelt etwas einem Kino, nur dass es weder Sitze noch eine Leinwand beinhaltet. Ich sehe vor mir nur einen riesengroßen Bildschirm, auf dem gerade die neue Story meiner Lieblingsinfluencerin abgespielt wird. Eine neue #THATGIRL Morgenroutine.

„Du, Instagram, dieses Mädchen hier glaubt ernsthaft, dass das alles echt ist, was bei dir gezeigt wird“, sagt Siri.

Beide bekommen einen Lachanfall und kriegen sich gar nicht mehr ein. Schließlich meint Instagram: „Du, mit solchen Posts kenne ich mich aus. Glaub mir, das ist absolut nicht echt. Oberfake.“

Jetzt bin ich die, die anfängt, zu lachen. Ich denke nämlich nicht, dass mich Milly, also das Mädchen, das diese Stories hochlädt, anlügen würde. Nein, das ist untertrieben, ich bin überzeugt, dass sie das nicht

tun würde und wenn doch, hätte ich das doch schon längst erkannt. Ich schüttelte also energisch den Kopf, was so viel heißt wie: „Das ist der größte Käse, den ich je gehört habe!“

„Du glaubst mir nicht? Na gut, dann zeige ich es dir eben, Moment. Ich habe nämlich Zugriff auf ihre Kamera“, und mit diesen Worten beginnt Insta mir auf dem Bildschirm zu zeigen, wie gerade ein neues Video entsteht. Und es schockiert mich! Ich sehe nämlich, dass das Zimmer gar nicht ihr Zimmer ist, sondern ein professionelles Studio in das sie ein paar Möbel gestellt hat. Und ich sehe, dass sie ein wirklich ganz anderes Gesicht hat, im Vergleich zu dem, was sie sonst so von sich zeigt. Höchstwahrscheinlich spart sie nicht bei der Benutzung von Filtern. Und sie ist auch gar nicht so fröhlich und freundlich, wie sonst, sondern motzt ihren Freund an, dass er gescheit filmen soll, sonst macht sie gleich mit ihm Schluss. Ich bin wirklich empört, dass ich so dumm war und das alles geglaubt habe, dass ich so viele Tage damit verschwendet habe, ihre falschen Videos zu schauen und dass ich wirklich überzeugt war, dass ich unbedingt so ein Leben wie sie haben muss. Jetzt bin ich vom Gegenteil überzeugt: Ich möchte keines Falles ein Leben führen, in dem ich meine Mitmenschen belüge. Mit großer Wut drücke ich auf den Unsubscribe-Button und im gleichen Moment ertönt eine Stimme: „Oh, das hat dir nicht gefallen? Kein Problem!“

„Wer spricht da?“, frage ich.

„Ich bin der Inhaltsfilter von Insta. Ich habe noch tausende andere Influencer, denen du folgen kannst. Ich stelle dir gleich ein paar in deine Timeline. Hauptsache, du bleibst mir treu und verbringst möglichst viel Zeit mit den Videos.“

„Wie?“

„Naja, ich stamme aus einer großen Familie an Inhaltsfiltern. Mein Bruder arbeitet bei TikTok, meine Schwester hat gerade bei Facebook angefangen und mein Cousin macht ein Praktikum bei Snapchat.“

„Und was genau macht ihr da?“

„Wir sorgen dafür, dass Menschen wie du die Apps benutzen. Und zwar so lange wie möglich.“ Ich verstehe. Ich verstehe, was meine Mutter gemeint hat. Es ist, als hätte man in meinem Kopf eine Glühbirne der Vernunft zum Aufleuchten gebracht. Ich spüre, wie ein Gemisch aus Wut, Scham und Angst in mir brodelt. Wut, weil ich von dieser „perfekten“ Welt verspottet wurde, Scham, weil ich meiner Mutter gegenüber so respektlos war, und Angst, weil ich absolut keinen Plan habe, wie ich wieder nach Hause kommen soll. Vielleicht ist es eine Strafe, die Strafe, dafür, dass ich das alles geglaubt habe, die Strafe dafür, dass ich meine ganze Zeit verschwendet habe. Strafe hin oder her, ich habe eine Sache gelernt, und zwar, dass ich mir von niemanden mehr sagen lasse, wie ich mein Leben zu leben habe! Erst recht nicht von Milly. Ich werde mich von ihr und meinem Handy befreien!

Gerade will ich mich bei Siri und Instagram bedanken, dass sie mir alles gezeigt und mir die Augen geöffnet haben, da räuspert sich Timer und schreit: „PIEP, PIEP!“ Und es macht wieder „PUFF“ und ich bin ruck zuck zurück am Esstisch.

Meine Mutter hat offensichtlich nichts von meinem kurzen Ausflug mitbekommen, denn sie ist immer noch dabei, die Lasagne zu schneiden und mir eine Moralpredigt über meine Mediennutzung zu halten.

„Mum, es ist angekommen. Tut mir leid, dass ich vorhin so respektlos geantwortet habe“, gebe ich zu.

Meine Mama dreht sich erstaunt um und sieht mich an, als wäre ich plötzlich zum Alien geworden. Ich sage noch: „Hey Siri, danke“, worauf mir Siri mit einem Zwinkersmiley antwortet, und dann schalte ich mein Handy guten Gewissens aus, lege es stolz weg und beginne gleich nach dem Essen mein „#THATGIRL“ Leben: Ich rufe nämlich meine „BFF“ an und mache mit ihr aus, dass wir uns am See treffen. Und zwar ohne Handy!

Liane Grefenstein, 12 Jahre

Frei sein

Was wohl „frei sein“ bedeutet?

Vielleicht

das Reiten mit den Pferden.
Wenn es auf den Feldern
für uns um die Wette geht.

Vielleicht

der Wind in meinen Haaren.
Wenn es nach Sommer riecht
und das Leben am Leben ist.

Vielleicht

freihändig Fahrrad fahren.
Wenn Morgen erst in einem Jahr ist
und die Sonne dich mit ihrer Wärme umarmt.

Vielleicht

die Sterne am Himmel,
wenn der Mond in mir aufgeht
und schwimmen die Liebe der Nacht ist.

Frei sein kann ich, wenn
ich mich traue, bei mir zu sein,
in mir das Leben zu finden.
Erst dann kann ich frei sein.

Eva Constanze Grün, 12 Jahre

Sei frei, Dziki!

Sarah blickte verträumt über die Prärie, während sie an einem Zaunpfahl der Koppel lehnte. Buschwerk reihte sich an Buschwerk. Diese unendliche Weite hatte sie schon immer fasziniert. Ebenso die Tatsache, dass dort draußen freie Pferde lebten. Schon oft hatte sie diese Tiere beobachtet, wie sie mit wehender Mähne über die Steppe trabten. Sie hatte noch nie verstanden, warum Menschen jedes Jahr ein paar junge Mustangpferde einfingen. Es gab doch sowieso nur noch so wenige von ihnen auf der Erde.

Auch ihr Vater fing die Tiere ein. Wenn sie ihn nach dem Grund fragte, gab er ihr keine Antwort. Wie viel anders war doch alles gewesen, als ihre Mutter noch gelebt hatte. Immer hatte er ihr damals geantwortet, immer. Es trieb Sarah Tränen in die Augen, wenn sie an ihre Mutter dachte, Bilder stiegen in ihr hoch, Bilder, die sie vergessen wollte.

Sie sah alles noch einmal: Die Krebsdiagnose, sie hatte nur noch drei Monate zu leben, wie sich dann alles besserte, wie schon alle zu hoffen wagten, bis sogar die Ärzte meinten, sie wäre geheilt. Und wie sie dann immer schwächer wurde und ihnen davonglitt. Sarah erinnerte sich noch an die Worte, mit denen ihre Mutter es ihr erklärt hatte: „Es ist wie mit den Gezeiten, meine Kleine, das Wasser verschwindet und niemand kann es aufhalten“. Sarah hatte sich gewünscht, ihre Mutter wäre nicht leise gegangen, nicht langsam fortgetrieben, doch sie hatte es nicht ändern können. Es hatte sie wütend gemacht, wie hilflos sie gewesen war, wie unendlich hilflos und machtlos.

Ein lautes Wiehern riss sie aus ihren Gedanken. Sie blickte auf. Sarah beobachtete, wie ihr Vater mit ein paar Tierpflegern mehrere Mustangs

in den Stall brachte. Waren sie etwa schon wieder zurück? Sie waren doch erst vor wenigen Stunden aufgebrochen. Normalerweise blieben sie mindestens einen ganzen Tag weg. Sarah wollte schon hinüber laufen, als ihr das Herz schier stehen blieb. Sie starrte auf das Pferd. Es war ein vier oder fünf Jahre alter stolzer Kiger Mustang. Dieses Pferd faszinierte Sarah, es zog sie magisch an. Der Hengst wehrte sich noch immer, obwohl er bestimmt wusste, dass es für ihn aussichtslos war. Nun stieg er sogar auf die Hinterbeine. Fast gelang es ihm, sich loszureißen. Doch nur fast. Im letzten Moment konnte der Führer des Pferdes es in eine Box drängen. Es brach Sarah das Herz, mit ansehen zu müssen, wie der stolze Hengst, der bis vor ein paar Stunden noch frei gewesen war, nun nach langen Kämpfen aufgab. Er ließ den Kopf hängen und schien in sich zusammenzufallen.

Als Sarah nach einiger Zeit vorsichtig an die Box trat, nachdem die Männer schon längst wieder im Haus verschwunden waren, sah er auf. Sie erkannte Angst in seinen Augen. Sarah hatte Mitleid mit dem stolzen Tier. Das Mädchen wusste, dass das Pferd Zeit brauchte. Sie stellte sich mit dem Rücken an die Boxentür und wartete.

Nach einer unendlich langen Zeit des Wartens spürte Sarah Pferdenüstern an ihrem Rücken. Vorsichtig drehte sie sich um. Das Pferd lugte neugierig über die Boxentür, blieb aber trotzdem wachsam und vorsichtig. Sarah legte vorsichtig die Hand auf seine Nüstern. Sie spürte, wie der Hengst zusammenzuckte, aber ihre Berührung duldete. Sarah strich noch einmal über seine Nüstern, dann verließ sie den Stall. Das Mädchen wusste, dass es für heute genug war.

Am nächsten Morgen wurde sie von lautem Geschrei geweckt. Sie rannte zum Fenster und konnte sehen, wie der sich am rücksichtslosesten und brutalsten aufführende Pferdepfleger auf dem ganzen Hof, Marcel, mit dem Mustang trainierte. Schlag er das Pferd etwa gerade mit der Peitsche? Wut kochte in Sarah hoch. Machte er etwa gerade

alles kaputt, was sie gestern erreicht hatte? Das konnte ihr Vater doch nicht zulassen! Als sie in Richtung des Parkplatzes sah, bemerkte sie, dass das Auto ihres Vaters nicht da war. Er kaufte vermutlich gerade ein. Ihr Blick schweifte zurück auf den Reitplatz. Marcel legte dem Mustang in diesem Moment einen Sattel auf. Als dieser sich zu wehren versuchte, schlug Marcel ihn einfach erneut mit der Peitsche. Sarah erschrak. War da etwa Stacheldraht um die Peitsche gewickelt? Das würde die tiefen Wunden auf dem Rücken des Pferdes erklären.

Zornig stürmte sie die Treppe hinunter auf den Hof und rannte auf den Platz. „Marcel, hör sofort damit auf“ schrie sie in ihrer Wut. Doch er hörte nicht auf sie. Er prügelte einfach weiter auf das Tier ein. Kurz entschlossen rannte Sarah los und stellte sich vor ihren Schützling. Marcel, der nicht mehr auf sie reagieren konnte, erwischte das Mädchen mit der Peitsche am Unterschenkel. Ein stechender Schmerz fuhr durch Sarahs Wade. Hatte er sie gerade wirklich mit einer Stacheldrahtpeitsche geschlagen? Als sie an ihrem Bein hinunter blickte, bestätigte sich ihr Verdacht durch eine fünfzehn Zentimeter lange, tiefe Wunde.

Das Mädchen war schockiert. Sie blickte auf. Marcel war nirgends zu sehen. Der Hengst stand blutüberströmt wenige Schritte von ihr entfernt. Langsam ging sie auf ihn zu. „Dziki“, rief sie ihn. Sie wusste, dass „dziki“ das polnische Wort für wild war. Ihre Mutter hatte sie immer so gerufen. Seit ihrem Tod, hatte Sarah das Wort nicht mehr gehört, aber sie fand, dass es zu dem Hengst passte. Zu ihrem Erstaunen erlaubte er ihr ihn zu berühren. Vorsichtig strich sie über sein Fell, sie musste unbedingt herausfinden, wie stark er verletzt worden war.

Sie lief in den Stall, um ihre Stall-Apotheke zu suchen. Mit Verband und Salben ausgerüstet kehrte sie zu Dziki zurück. Ganz sachte und mit viel Geduld strich sie die kühlende Salbe auf Dzikis Wunden und verband sie vorsichtig. Anschließend lief sie mit ihm eine Runde um

den Platz und brachte ihn dann auf eine Weide, auf der er genug Auslauf hatte. Für das alles hatte sie keinen Führstrick gebraucht. Vielleicht spürte er, dass sie ihm helfen wollte. Sarah wusste, dass Dziki ihr gut tat. Er erinnerte sie an ihre Mutter. Auch ihre Mutter hatte bis zum Ende gekämpft und niemals aufgegeben. Sie wusste, dass sie ihn behalten wollte, sie wusste aber auch, dass er in die Wildnis gehörte. Noch eine lange Zeit stand sie am Gatter und beobachtete den Hengst. Er lief trotz seiner Verletzungen, die nicht so schlimm waren, wie Sarah zunächst befürchtet hatte, durchgehend im Galopp über die Wiese. Sarah wusste, dass Pferde Fluchttiere waren, versuchte Dziki also gerade zu fliehen? Lange zerbrach sie sich den Kopf über diese Frage.

Da hörte Sarah, wie ihr Vater zurückkam. Dem würde sie jetzt gehörig den Marsch blasen! Sie wartete kurz, bevor sie das Haus betrat. In der Küche traf sie ihren Vater an. Bevor sie lossprechen konnte, nahm er es ihr ab: „Ja, ich weiß, dass Marcel heute den Mustang mit einer Stacheldrahtpeitsche geschlagen hat und dich auch erwischt hat. Er hat es mir alles erzählt. Er wollte mir Arbeit abnehmen und hat schon mal mit dem Kiger angefangen. Das Tier ist ihm durchgegangen, und dann hat er, um sich zu verteidigen, den Stacheldraht benutzt. Es tut ihm auch leid, dass er dich erwischt hat, aber er meinte, du hättest etwas falsch verstanden und seist deswegen vor das Tier gerannt. Also kein Grund zur Panik.“

Sarah war schockiert. Wie konnte Marcel ihren Vater nur so dreist anlügen? Sie wusste, dass er gelogen hatte. Das Pferd war verängstigt gewesen, nicht Marcel. Und als sie geschrien hatte, er solle aufhören, hatte er einfach weiter auf Dziki eingepöbeln. „Und das kaufst du ihm ab?“, schrie sie in ihrer Wut. „Warst du nicht auch immer der Meinung, dass man mit Schlägen nichts erreicht, sondern nur mit Geduld. Marcel verdirbt ihn damit. Ich habe bestimmt eine halbe Stunde gebraucht, um alle seine Wunden zu säubern, einzucremen und ihn zu verbinden. Und dir ist das alles egal!“ Sie bemerkte, dass sie ihren Vater getroffen

hatte, aber noch blieb er standhaft: „Sarah, Liebes, manchmal nützt einem die Geduld nicht. Der Kiger ist ein viel zu stolzes Pferd, um sich mit Liebe zähmen zu lassen.“ „Und wie erklärst du dir dann, dass er sich von mir hat striegeln lassen? Ich erkläre es dir: Er ist ein ziemlich kluges Pferd. Schon am Tag, an dem ihr ihn eingefangen habt, hat er sich von mir berühren lassen, weil ich ihm nicht wehgetan habe, im Vergleich zu euch. Heute hat er bestimmt auch gemerkt, dass ich mich für ihn habe verletzen lassen. Er hat sich von mir verbinden lassen. Er hat mich an sich rangelassen, obwohl ihm vorher ein Mensch Schaden zugefügt hat. Das alles habe ich mit Geduld und Liebe erreicht. Ich weiß, dass Marcel lügt. Er hat Dziki einen Sattel aufgelegt, als dieser schon völlig verängstigt war! Was ist eigentlich mit dir los? Seit Mum tot ist, bist du ganz anders. Früher habt ihr immer eure Angestellten kontrolliert. Früher war es auch dir wichtig, dass deine Tiere nicht geschlagen werden. Ist dir das jetzt alles egal? Mum war immer der Meinung, dass Gewalt Pferde verdirbt. Ist das dir nun egal, nur weil sie tot ist? Ist es dir auch egal, dass er mich, deine Tochter, geschlagen hat. Ich verstehe dich nicht.“ Am Anfang war Sarah noch wütend gewesen, nun war sie einfach nur enttäuscht und niedergeschlagen. Dafür war ihr Vater jetzt außer sich: „Sarah, sei sofort still, und lass‘ gefälligst deine Mutter aus dem Spiel. Was erlaubst du dir eigentlich? Geh sofort auf dein Zimmer!“ Fassungslos rannte Sarah aus der Tür, die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Sie war am Boden zerstört. Noch nie hatte ihr Vater sie angeschrien.

Und warum hatte er ihr nicht geglaubt, sondern diesem ekeligen Pferdepfleger Marcel? Sarah ließ sich auf ihr Bett fallen. Was sollte sie tun? Plötzlich sah sie das Gesicht ihrer Mutter vor ihrem inneren Auge. Was würde ihre Mutter tun? Es war, als würde ihre Mutter erneut zu ihr sprechen: „Wenn du nicht weiter weißt, Dziki, dann frage dein Herz, denn dein Herz kennt immer die richtige Antwort.“ Was war nur die richtige Entscheidung? Sarah war verzweifelt. Sie wusste, was ihr Herz ihr riet. Aber konnte sie ihrem Vater so in den Rücken fallen? Ihm,

der er immer für sie da gewesen war. Sie würde Dziki niemals wieder sehen. Aber hatte sie ein Recht, ihn hier zu behalten? Nein! Sie konnte nicht ihren Vater beschimpfen und gleichzeitig Dziki nicht zur Freiheit verhelfen. Damit war ihr Entschluss gefasst. Noch in dieser Nacht würde Dziki dorthin zurück gebracht werden, wo er hingehörte.

Schon um halb neun verzog sich Sarah in ihr Zimmer, um für Dzikis Flucht alles vorzubereiten. Das Verhältnis zwischen ihr und ihrem Vater hatte sich nicht gebessert, während des Essens hatte keiner von ihnen auch nur ein Wort gesprochen.

Ihr Blick schweifte auf den Boden. Eine Stirnlampe, ein Seil und eine Karte der Gegend lagen schon parat. Sie hatte das Gebiet, aus welchem Dziki stammte, bereits ausfindig gemacht. Es lag ungefähr eine halbe Stunde südlich des Hofes. Alles war vorbereitet, jetzt hieß es nur noch warten, bis es früher Morgen war.

Um exakt zwanzig Minuten vor fünf Uhr schlich sich Sarah leise aus dem Haus. Ohne Probleme gelangte sie zum Stall. Schon stand sie neben Dzikis Box. Langsam öffnete sie den Riegel der Tür. Dziki beobachtete neugierig ihr Treiben. Locker knüpfte sie eine große Schlaufe in das dünne Seil. Vorsichtig legte sie es um den Hals des Tieres. Zu ihrem Erstaunen duldete Dziki das Seil um seinen Hals. Er weigerte sich auch nicht, Sarah auf den Hof zu folgen. Das Mädchen zögerte. Würde Dziki es ihr erlauben, sich auf seinen Rücken zu setzen? Zögernd stellte sie sich auf einen Zaunpfahl und stieg von dort aus auf den Rücken des Hengstes. „Wenn das mal gut geht“, schoss es dem Mädchen durch den Kopf. Dziki zuckte zusammen, als er Sarah auf seinem Rücken spürte, aber er akzeptierte sie. „Lauf, Dziki, komm los, auf geht’s!“, trieb sie den Hengst an. Und er lief los! Als hätte er sie verstanden. In einem flotten Trab lenkte sie Dziki über die nun stockfinstere Prärie nach Süden. Nur der Schein ihrer Stirnlampe leuchtete ihr den Weg. Da, hatte es nicht gerade im Gebüsch geraschelt? Sarah

drehte ihren Kopf. Doch sie war zu schnell unterwegs, um etwas erkennen zu können. Angst übermannte sie. Hier draußen in der Prärie, gab es hier Schlangen oder vielleicht sogar Berglöwen? In der Prärie gab es doch bestimmt auch Kojoten und Wölfe. Hoffentlich begegneten ihr keine gefährlichen Tiere.

Nach einer halben Ewigkeit gelangten sie an einen Fluss. Diesen Fluss kannte Sarah. Wenn man ihm flussabwärts folgte, erreichte man nach zehn Minuten ein kleines Dorf, von dem aus man innerhalb einer Viertelstunde über eine befahrene Straße zum Hof ihres Vaters gelangte. Über diesen Weg würde sie zurück nach Hause finden. Ob auf dem Hof wohl schon jemand bemerkt hatte, dass Dzikis Box leer war? Das war jetzt erst einmal egal. Hauptsache war, dass Dziki wieder frei wurde. Sie hielt an, stieg ab und nahm ihm das Seil ab. Jetzt hieß es Abschied nehmen. Sie legte ihren Kopf an seinen Hals und weinte. Ja, sie weinte. Sie hatte Dziki in den zwei Tagen zu lieb gewonnen. Der Hengst erinnerte sie so sehr an ihre Mutter. Klar, Dziki war ein Pferd und Mum war ein Mensch, aber sie hatte auch nie aufgehört zu kämpfen. Sie hatte auch immer weiter gekämpft. Nur, dass es ihr nicht geholfen hatte, Dziki aber schon. Er würde wieder dorthin laufen können, wohin er wollte, er würde wieder der sein können, der er sein wollte. Sie aber würde zurück zu ihrem Vater gehen und sich mit ihm vertragen. Sie würde sich entschuldigen und sagen, warum sie Dziki hatte laufen lassen. Er würde es verstehen, sie wusste es. Aber jetzt musste sie erst einmal Dziki seine Freiheit schenken.

Sie zog ihren Kopf mit einem Ruck weg. „Lauf Dziki! Sei frei! Lauf! Lauf!“ flüsterte sie ihm zu. Er hob den Kopf und sah sie an. Sie meinte in seinen Augen Hoffnung erkennen zu können. „Lauf, sei frei!“, flüsterte sie erneut. Nun schien er ihr zu glauben. Er drehte sich um und entfernte sich ein paar Schritte von ihr. Doch dann wandte er sich wieder zu ihr um, kam zu ihr zurück und stupste sie zärtlich an. Wollte er sich von ihr verabschieden? Er, ein Pferd, von ihr, einem Menschen?

Tief berührt strich sie über seinen Hals, drückte ihm noch einen Kuss auf die Nüstern und gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf den Rücken. Da entfernte das Tier sich erneut ein paar Schritte, stieg auf die Hinterbeine und galoppierte der aufgehenden Sonne entgegen in seine Freiheit. Sarah fühlte sich unbeschreiblich leicht und zufrieden. Dziki war frei! Nun hatte er die unendliche Weite der Prärie wieder für sich. Er war frei. Als sie ihn am Horizont nicht mehr sehen konnte, drehte sie sich um und spazierte langsam flussabwärts nach Hause. Sarah spürte, dass durch Dzikis wiedergewonnene Freiheit sie selbst sich auch unbeschwerter, ja geradezu frei fühlte.

Sandra Hörger, 54 Jahre

Die Tür

Auf der leblosen Ratte krabbelte eine Fliege. Draußen im Freien hätte Luca einen großen Bogen darum gemacht. Hier in diesem Kellerraum konnte er das nicht.

Die Fliege surrte im Kreis und landete auf Benjamin, der in seinen Fußballtrikots immer ein wenig wie die ungelüftete Schulturnhalle roch. Eine Menge Leute in der Schule mochten Turnhallen und viele von ihnen wollten Benjamin in ihrem Team haben.

Auch der große Jannik bekam ständig Einladungen. Der Klassencoolste lehnte mit verschränkten Armen an der Wand und ließ eine Kaugummiblaste knallen. Ein Hauch von Pfefferminz wehte herüber. Für einen Moment fühlte Luca sich besser. Die Ratte konnte nichts für die schlechte Luft. Sie war nur eine gruselige Deko in einem dunklen Raum voller Gerümpel.

Gefangen im Geisterhaus, so hieß der Escape-Room, in dem Lisa ihren Geburtstag feierte. In sechzig Minuten mussten sie herausfinden, warum es im Keller der verlassenen Villa spukte. Sie mussten alle Rätsel lösen, den Fluch brechen und den geheimen Ausgang entdecken.

Ein Schrei schrillte aus der Ecke, in der Lisas beste Freundin stand. Annkathrin kreischte ebenso erschrocken wie begeistert. Auf den staubigen, mit Spinnweben überzogenen Ziegeln der Kellerwand schwebte eine geisterhafte Gestalt. Der fremde Junge war bis auf die Knochen abgemagert und in etwa so alt wie Luca und die anderen Kinder im Raum.

Benjamin ließ sich nicht so leicht austricksen. „Hah!“ Er deutete auf ein grelles Licht an der Wand gegenüber. „Ein Beamer!“

„Hey!“ Geburtstagskind Lisa gab ihm einen Schubs. „Du machst die ganze Stimmung kaputt!“

„Hm.“ Annkathrin tippte sich gegen die Lippen. Es sah aus, als würde sie überlegen, ob sie den Mund halten sollte. Doch natürlich tat sie das nicht. „Ich finde, dass er ziemlich tot aussieht. Wie ein Skelett mit Haut. Vielleicht ist das ja ein Foto von einer echten Leiche.“

Der Lichtpunkt des Beamers und der beruhigende Gedanke, dass dahinter die normale Welt lag, begannen zu flackern. Luca starrte auf die tote Ratte am Boden. Sie hatte nun fast etwas Tröstliches an sich. Nur *Deko. Das ist nur ein Spiel.*

Jannik ließ wieder eine Kaugummiblase knallen. Die Pfefferminzwolke und sein prüfender Blick hüllten Luca ein.

Luca versuchte zu lächeln. Doch dann ...

„Fiiiiiiindet miiiiiiich!“ Die Gespensterstimme schien von überall her zu kommen. Sie drang durch Lucas Ohren direkt in seinen Kopf. Dort breitete sie sich aus wie Nebel. Kalt und grau.

Benjamin zog die Brauen zusammen. „Verstecken spielen mit einem Geist? Ziemlich unfair, wenn der Gegner sich unsichtbar machen kann, oder?“

Annkathrin lachte. „Wir sollen doch nicht den Geist des Jungen suchen!“

„Sondern?“

„Seine Leiche.“

„Ja“, bestätigte Lisa eifrig. „Das ist in den Filmen auch immer so! Dann wird der Geist erlöst. Nur so kommen wir hier raus.“

Luca wollte keine Leiche suchen. Und er kannte einen anderen Weg, um den Keller zu verlassen. Sein Blick huschte zu der Tür, durch die sie hereingekommen waren. *Sobald ihr eingetreten seid, fällt die Tür zu und verriegelt sich wie von Geisterhand*, so lautete die Geschichte des Escape-Spiels. Doch durch den kalten, grauen Gespensternebel in seinem Kopf hörte Luca das Versprechen der Frau, die ihnen die Spielregeln erklärt hatte: *In Wahrheit bleibt diese Tür natürlich unverschlossen. Da kommt ihr jederzeit raus.*

Ihm stand es frei zu gehen. Von wegen!

„Hey!“ Lisa stupste ihn an. „Was ist los?“

„Kleiner Schisser. Hm? Hm!?“ Benjamin schlang ihm einen Arm um den Hals und boxte ihn freundschaftlich. Noch spielten sie im selben Team. Aber wenn Luca das Spiel verließ, würde es anders aussehen. *Schisser*. Die ganze Klasse würde es am Montag rufen. *Luca ist ein Schisser*.

Benjamin hatte ihn losgelassen und sich spannenderen Dingen zugewendet. Luca stand allein da. Er sah nichts außer der Tür. Zwischen ihm und der Freiheit lagen höchstens fünf Schritte. Doch den ersten dieser Schritte konnte er nicht tun. Er schaffte es nicht loszugehen.

Eine Kaugummiblaste platze dicht an seinem Ohr. In Janniks Atem wehte nur noch ein schwacher Hauch von Pfefferminze.

„Magst du raus?“

„Ne!“ Luca stieß prustend die Luft aus, als wäre das eine lachhafte Idee.

„Du?“

Jannik antwortete mit einem Schnauben. Er kehrte ihm den Rücken zu und schlenderte zu Benjamin, der Einmachgläser in einem Regal untersuchte. In einigen Gläsern lagerten verdorbenes Obst und fauliges Gemüse voller Würmer und Insekten. In anderen befanden sich schwammige, aufgeblähte Klumpen, die dazu aufforderten, die eigene Fantasie einzusetzen. Luca wusste nicht, was schlimmer war: sich selbst etwas Ekliges auszumalen oder etwas erkennbar Widerliches vor sich zu sehen.

Annkathrin schlug Ben auf die Schulter. „Hast du ’nen Fußball als Kopf? Zwischen den Gurkengläsern kann keine Leiche versteckt sein.“ „Nicht dazwischen. Darin! Schaut mal ...“

In dem Glas, das er ihnen entgegenstreckte, glotzten mehrere Augen ins Leere. Durch die Bewegung geriet die Flüssigkeit, in der die Äpfel schwammen, ins Schwappen. Die Augen kugelten und drehten sich. Sie starrten auf einmal alle in Lucas Richtung.

Luca senkte den Blick auf seine Füße. *Geh los! Geh einfach los! Durch die Tür!* Doch er konnte nicht losmarschieren, solange in seinem Kopf der Schulchor ein Spottlied nach dem anderen sang. Er blieb stehen und scharrte mit den Füßen, um die Kontrolle über seine Beine zurückzubekommen. Schließlich kickte er eine der herumliegenden Scherben an. Sie flog ein Stück, knallte mit dem Klang von unkaputtbarem Steinguss gegen die Kellerwand, drehte sich und blieb auf dem Boden liegen. Über ihre Vorderseite zog sich eine bruchstückhafte Zeichnung: grüne Zacken und eine korkenzieherartig geflochtene Spirale.

Luca bückte sich und hob eine der anderen Scherben auf. Tatsächlich!
„Ein Puzzle! Die Scherben sind ein Puzzle!“

Geburtstagskind Lisa stand sofort neben ihm. „Mega! Los bringt alle Teile her! Wir müssen sie zusammensetzen!“

Benjamin, Annkathrin und sogar Jannik sammelten auf, was sie an Scherben finden konnten. Luca wollte einen Blick auf das entstehende Bild werfen, doch sah nur Hinterköpfe und Rücken. Schultern und Ellenbogen drückten ihn beiseite, während die anderen Kinder sich um das Puzzle drängten. Er wurde weder geschubst noch gestoßen. Darüber hätte er sich geärgert und dagegen hätte er sich gewehrt. Doch sie schoben ihn, fast unmerklich, sanft nach hinten.

„Oh super!“, freute sich Lisa, „du hast noch eine Scherbe!“ Ehe er etwas sagen konnte, stand er mit leeren Händen da. Ganz hinten. Statt des entstehenden Bilderrätsels sah er nur den gruseligen Kellerraum und die Spinnweben, die nicht alle Deko waren, wie er jetzt bemerkte. Die anderen riefen durcheinander. „Das sind Trauben auf dem Bild!“

„Und Fässer.“

„Ein Weinglas!“

Lisa fasste zusammen. „Wir suchen einen Weinkeller. Irgendwo hier muss es einen geheimen Durchgang in einen Weinkeller geben.“

Kisten wurden verschoben, Gerümpel weggerückt. Lisa klopfte die Wand ab, fuhr die mit Spinnweben verklebten Fugen mit den Fingern entlang. Benjamin räumte das Regal mit den Einmachgläsern aus. Luca kniff die Augen zusammen und sah genauer hin. War das in der Rückseite des Regals ein Ast- oder ein Schlüsselloch?

Etwas von der Größe und dem Gewicht eines Radiergummis hüpfte ihm in den Nacken, sprang dann mit haarigen Beinen an seinem Hals entlang nach vorne und fiel vor ihm zu Boden. Eine große, fette, schwarze Spinne! Sie lag auf dem Rücken. Ohne zu zappeln. Ohne sich auf den Bauch zu winden und loszuwuseln. *Nicht echt*. Luca stieß zitternd die Luft aus.

Jannik blies den Kaugummi auf, bis die Blase so kugelrund war wie die Spinne. Doch statt sie platzen zu lassen, holte er sie mit der Zunge wieder rein und kaute weiter. Dabei verzog er die Lippen zu einem Grinsen, das ihn weder spöttisch noch mitleidig aussehen ließ. Wie immer wirkte er einfach nur cool. So cool, wie Luca gern gewesen wäre.

Luca konnte nicht grinsen. Seine Kiefermuskeln waren verkrampft von dem Schrei, den er zurückgehalten hatte.

„Nicht lustig“, zischte er zwischen den Zähnen hindurch.

„Nein“, bestätigte Jannik unerwartet ernst.

Neben ihnen gab Annkathrin ein fasziniert angeekeltes „Iiiih!“ von sich. Sie stupste die fette, haarige Spinne mit ihren Zehen an – nackte Zehen in Sandalen und darüber nackte Beine, die eine Spinne auf der Flucht ruckzuck hinaufwuseln würde, um unter dem Blümchenkleid zu verschwinden. Luca machte die Augen zu. Er hatte Angst, seine Horrorvorstellung könnte wahr werden, wenn er sie sich noch länger so lebhaft vorstellte. Nicht zum ersten Mal war er froh, dass er trotz der Sommerhitze feste Turnschuhe und lange Jeans trug.

Ein Quieken ließ ihn die Augen wieder aufreißen. Lisa fuchtelte mit den Armen. „Da ist ein Schlüsselloch. Hinten an der Wand im Regal! Sucht den Schlüssel! Sucht!“

Luca musste an Chicco denken, seinen Hund. Er würde jetzt so gerne mit dem fröhlich kläffenden Fellknäuel im Park herumtoben oder sich mit seiner Schwester eine Wasserschlacht im See liefern.

Hab Spaß! Das war kein Wunsch gewesen, den seine Mum ihm mit auf den Weg gegeben hatte. Das war ein Auftrag – eine Erwartung, die enttäuscht werden konnte. *Feier schön mit den anderen!* Er fühlte wieder den Druck auf seiner Schulter, mit dem seine Mum ihn aus dem Haus geschoben hatte.

Die Geräusche von Flüssigkeiten, glibberigen Klumpen und Gummigegegenständen, die in den Einmachgläser herumgeschüttelt wurden, drangen in seine Ohren. Dann ... ein metallisches Klirren, lauter Jubel und ein Plopp! Benjamin hatte das Einmachglas aufgeschraubt, in dem der Schlüssel unter schleimigen Würmern versteckt war. *Nur Deko?* Nichts und niemand bewegte sich.

Abwartend verschränkte Lisa die Arme vor der Brust. „Wer fasst da jetzt rein?“

„Iiiiih!“

Wäre dieser Schrei von Luca gekommen, wäre es ein entschiedenes „Nein“. Bei Annkathrin hingegen schwang ein „Au ja!“ mit. Bevor geklärt werden konnte, ob ihre Begeisterung so weit reichte, es selbst zu tun, hatte Benjamin den Schlüssel bereits herausgepult und an seinem Trikot abgewischt. Das musste jetzt wirklich in die Wäsche!

Feierlich öffnete das Geburtstagskind die Geheimtür. Ein modriger, fauliger Geruch wallte aus dem verborgenen Weinkeller. Annkathrin schlüpfte als Erste ins Dunkel, gefolgt von Lisa und Benjamin. Nur

Jannik lehnte unverändert an der Wand. Er sah Luca mit gehobener Augenbraue an, die Daumen lässig in die Hosentaschen der Jeans eingehängt. Die Kaugummiblase platzte.

„Na? Bereit für mehr Grusel?“

Luca wusste nicht, was er antworten sollte. Wenn es nach ihm ginge, wäre er nicht hier. Doch es ging nicht nach ihm. Oder?

Er kam nicht dazu, den Gedanken zu Ende zu denken. An der Ziegelmauer leuchtete etwas auf. Die Geisterprojektion war wieder angegangen. Allerdings befand sie sich jetzt an einer anderen Stelle und sah auch völlig anders aus. Der Junge erschien deutlich größer und dicker. In seinen Kleidern ließen sich keine Risse und Löcher mehr erkennen. Überhaupt war der ganze Spuk verschwommen und ein wenig verzerrt. Auf eine schaurige Weise wirkte dieser Geist ... *echt*.

Luca bekam am ganzen Körper eine Gänsehaut. Er erwartete fast, Wölkchen zu sehen, als er hauchte: „Hey, Jannik ... Ist dir auch auf einmal so kalt?“

„Hm“, brummte Jannik. „Vielleicht zieht’s aus dem anderen Raum rüber.“

„Ja, kann sein.“ Oder es war etwas anderes. „Wenn ein Geist im Raum ist, sinkt angeblich die Temperatur.“

Jannik kaute nachdenklich. „Ich dachte, du magst keine Geistergeschichten?“

„Mag ich auch nicht. Kein bisschen.“

Ein paar Augenblicke lang atmeten sie nur. Luca fror. „Dieses Escape-Spiel müsste doch dichtmachen, wenn hier einem Kind mal in echt was passiert wäre, oder?“

Jannik stieß nur sein gewohntes, cooles Schnauben aus. „Seit wann hast du so eine kranke Fantasie?“

Luca wollte keine kranke Fantasie haben. Er wollte nicht hier sein.

Lisa steckte den Kopf durch die Geheimtür. Hinter ihr flackerte ein unruhiges Licht. Wie von Kerzen oder Fackeln. „Kommt ihr? Hier drin ist es mega krass!“ Ihre Begeisterung richtete sich in erster Linie an Jannik, der sich auch prompt von der Wand abstieß und zu ihr schlappte. Zufrieden wandte sich Lisa zu Luca. „Und du?“

Und du? Das klang, als wäre es seine freie Entscheidung.

Luca betrachtete die Kellertür, die nach draußen führte. Sie war nicht verriegelt. Trotzdem traute er sich nicht hindurchzugehen. Die Angst vor dem Spott der Klasse und die Furcht, seine Mum zu enttäuschen, hielten ihn hier drin gefangen.

Gefangen hinter einer offenen Tür! Das war doch Quatsch!

Tapfer setzte er sich in Bewegung. Mit jedem Schritt atmete er leichter. Freier. Er griff nach der Türklinke, drückte sie hinab und schob die Tür auf.

Draußen lachten die Sommersonne und die Kinder der nächsten Geburtstagsparty. Es roch nach Popcorn und Schokokuchen. Die Frau, die ihnen die Spielregeln erklärt hatte, kam auf Luca zu. „Ich hab mitgehört, was du gesagt hast. Tut mir leid wegen dem Beamer! Ich hab da was verdreht und da hat sich das ganze Bild verzerrt und verschoben.“

Es gibt bei uns keine echten Geister. Versprochen! Magst du wieder rein?“

„Ne! Ich warte hier, bis die anderen fertig sind.“

Er hatte sich gerade auf das Sofa gesetzt, da ließ sich jemand neben ihn plumpsen. Jannik lümmelte sich in die Sitzpolster, als gehörte die Welt, oder zumindest dieses Sofa, ihm. Er wirkte wie ein großer Beschützer, der seinen Spaß opfert, um für einen Schwächeren da zu sein.

Luca sank tiefer in die Kissen. „Du hättest wegen mir nicht rauskommen müssen.“

„Bin ich nicht.“ Jannik schüttelte den Kopf. „Boah, das war echt creepy da drin! Ich habe die ganze Zeit gehofft, dass du endlich raus gehst. Damit ich auch raus kann.“

Sie tauschten ein Lächeln. Und Luca fühlte, dass er nicht nur zwei Zentimeter größer, sondern auch ein ganzes Stück mutiger war als der coolste Typ in der Klasse.

Carmen Martinez von Bülow, 47 Jahre

Glühwürmchen Elvira

Abends, wenn in den Häusern der Stadt die Lichter ausgehen, dann erwacht Glühwürmchen Elvira. Sie wohnt am Rande der Stadt in einem großen Park. Tagsüber ist es Elvira zu trubelig dort. So viele Menschen sind dann unterwegs. Sie läuten mit ihrer Fahrradklingel, sie rufen einander zu und spielen Fußball oder Verstecken. Elvira mag es, wenn es leise wird. Sie liebt es, den Mond aufgehen zu sehen. Und wenn sie das Funkeln der Sterne am Himmel entdeckt, dann leuchtet Glühwürmchen Elvira mit den Sternen dort oben um die Wette.

Eines Nachts gesellt sich Fledermaus Finn zu Elvira auf den Baum. Fledermaus Finn ist viel unterwegs in der weiten Welt. Je nach Jahreszeit zieht es ihn in den Norden oder in den Süden. Finn fragt Elvira: „Magst Du nicht mal raus aus diesem Park? Ich nehme Dich gerne mit. Eine Reisebegleitung kann ich gut gebrauchen. Die Flüge sind oft ziemlich langweilig. Wir könnten unterwegs über Gott und die Welt reden. Mein nächstes Reiseziel ist Lettland.“ Elvira denkt nach. Das Angebot klingt verlockend. Sie könnte einfach auf Finn's Rücken krabbeln und ein Abenteuer erleben.

Frei sein, die Bekanntschaft mit anderen Tieren machen, neue Orte sehen und an unbekanntenen Stellen nach Nahrung suchen. Das wäre Spannung pur! Doch Elvira fragt sich insgeheim, ob sie wohl den Mut dazu hat. Sie müsste dafür ja alles aufgeben, was sie hier im Park hat: ihren Stammplatz auf der großen Kastanie, ihren Futtervorrat im Astloch unter dem obersten Zweig und ihre nette Wohngemeinschaft mit Borkenkäfer Boris. Glühwürmchen Elvira ist ratlos.

„Was bedeutet für Dich frei sein?“ fragt sie Finn. Die Fledermaus runzelt die Stirn und denkt eine Weile über die Frage nach. Dann antwortet Finn: „Also, wenn Du mich fragst, dann bedeutet das, unabhängig durch die Lüfte zu gleiten! Wenn ich bestimme, wann ich fliege und wohin, dann steckt in der Entscheidung meine Freiheit drin.“ Elvira nickt. Sie versteht Finn.

Und doch bewegt sie ein anderer Gedanke. „Aufzugeben, was ich gerne mag und was ich lieb gewonnen hab, das bedrückt mich und macht mich manchmal ganz beklommen.“ Das Glühwürmchen kratzt sich an seinem kleinen Kopf und schaut nachdenklich in den dunklen Park.

„Vielleicht mag ich doch lieber hier bleiben. Ich fühle mich wohl und kenne mich aus. Hier ist einfach mein Zuhause.“

Elvira fühlt in sich hinein und ist sich jetzt ganz sicher. Ein Lächeln breitet sich in ihrem Gesicht aus.

„Frei sein bedeutet für jeden von uns etwas anderes.“ meint sie. „Für mich heißt das, meinem Gefühl treu zu bleiben. Und dieses Gefühl zeigt mir, dass ich hierher gehöre. Ich bin kein Zugvogel. Mein Platz ist auf der großen Kastanie im Park. Hier bin ich glücklich.“

Und so wissen beide, Finn und Elvira, ganz genau, was für sie richtig ist, und was frei sein für sie persönlich bedeutet. Denn jeder muss auf diese Frage eine eigene Antwort finden. So verschieden die Freunde sind, so verschieden werden auch ihre Antworten sein. Und das ist völlig in Ordnung.

Daraufhin nimmt Finn seine Freundin Elvira auf einen kurzen Rundflug über den Park mit. Als beide wieder auf der Kastanie landen, sind

sie ganz aus der Puste vor lauter Freude. Elvira leuchtet strahlend hell mit den Sternen der Nacht um die Wette. Und wenn man ganz genau hinsieht, dann kann man einige glitzernde Punkte im Licht des Glühwürmchens erkennen. Diese glitzernden Punkte sehen aus wie Sternschnuppen am Himmel... Wünsch Dir was!

Frank Sczesny, 59 Jahre

Lisbeth haut ab

Das Heulen hat endlich aufgehört, mein Hals tut weh, das kommt sicher daher, weil ich vorhin so herumgeschrien habe. Ich suche ein Taschentuch und schneuze mich ausgiebig. Dieser salzige Geschmack im Mund und in der Nase. Das hat sie noch nie gemacht, mich einfach im Zimmer einzusperren. „Du kommst erst wieder heraus, wenn du dich beruhigt hast“, hat sie durch die geschlossene Tür gerufen, ach was, gebrüllt. Ich habe an der Klinke gerüttelt und gegen die Tür getreten, Schulbücher auf den Boden geworfen, aber es hat nichts genutzt. Jetzt kann ich nicht mehr weinen, dafür wieder besser denken. Ich setze mich auf den Teppich, mit dem Rücken ans Bett, hole das Kissen und lege es mir über den Kopf, die Enden drücke ich auf die Ohren. So geht es am besten. Rache. Ich nehme Rache. Und dazu brauche ich einen Plan. Der wirklich funktioniert. Mein Klavierstreik (heute ist schon der zehnte Tag!) hat sie nicht wirklich beeindruckt. „Wenn du hier nicht mehr Klavier spielen willst, ist das o.k.“, hat sie gesagt. „In unserem neuen Haus in Murnau haben wir einen Flügel im Wohnzimmer, du wirst sehen, das ist etwas ganz anderes.“ „Ich gehe nicht mit nach Murnau, das weißt du doch!“ – meine übliche Antwort, seit Wochen schon, wenn sie den Namen dieses bayerischen Mistdorfs erwähnt.

Die nächste Stufe: Mein Hungerstreik. Na gut, ich habe erst heute angefangen, genauer gesagt, nach dem Frühstück. Aber Mittagessen habe ich keines gewollt und auch keinen Kuchen. Ob sie ihre Meinung ändert, wenn ich heute Abend immer noch nichts esse und auch morgen früh wieder nicht? So ein Hungerstreik ist schwieriger, als ich dachte, ich habe nämlich jetzt schon richtig HUNGER und aus lauter Not vorhin ein Snickers gegessen, das ich noch in der Schublade hatte. Wenn ich aber durchhalte, geht Mama spätestens übermorgen mit mir wieder

zur Kinderpsychologin oder ich muss ins Krankenhaus. Also haben sie Zeit, in aller Ruhe die Wohnung auszuräumen und unsere Sachen nach Murnau zu bringen. Dann habe ich keine Wahl mehr und muss auch nach Bayern, sobald ich aus dem Krankenhaus entlassen bin.

Nach Bayern – Mama freut sich schon seit Monaten darauf. Dann hat sie endlich ihren Klaus jeden Tag und wir müssen nicht mehr zur Miete wohnen, sondern haben ein großes Haus für uns, sagt sie. Ich kann dort stundenlang Klavier üben, ohne dass sich jemand beschwert. Und die Berge sind so nah, und der See ist so schön. Berge und See – pah! Meinetwegen können wir ja in den Ferien wieder dorthin fahren, da habe ich nichts dagegen. Aber meine Freunde wohnen nun mal in Wandsbek. Das habe ich Mama auch schon gesagt, aber sie meint: Ihr könnt euch ja schreiben. Und Klaus, hat sie gesagt, Klaus, du hast doch sicher nichts dagegen, wenn Lisbeths Freundinnen uns in den Osterferien für ein paar Tage in Murnau besuchen kommen. – Aber sicher doch, hat Klaus geantwortet, und dann haben sie sich wieder verliebt angeschaut und das Thema war beendet. Hmm... vielleicht könnte ich ja auch umziehen, nämlich zu Sandra, da habe ich ja schon einmal übernachtet, oder zu Julia, die haben ein großes Haus, da wäre bestimmt noch Platz. Und dann könnte ich nach den Ferien mit ihnen in die fünfte Klasse gehen. Julia wäre sicher einverstanden und Sandra sowieso, aber ihre Eltern? ... Eltern halten immer zusammen. Sie würden mich am nächsten Tag wieder zurückbringen.

Ich hab's. Ich gehe zu meinem Papa. Zu Sergej. Der wird mich bestimmt nicht zurückschicken. Weil er ja auch so weit weg wohnt. Ich weiß, wo. In St. Petersburg. Mama hat sogar seine Adresse im Adressbuch. Weil sie ihm Weihnachten immer schreibt. Na ja, seit sie mit Klaus zusammen ist, also seit letztem Herbst, schreibt sie ihm vielleicht nicht mehr. Er hat auch nie geantwortet. Hoffentlich hat sie die Adresse noch nicht mit dem dicken schwarzen Stift durchgestrichen. Nach St. Petersburg kann man bestimmt mit dem Zug fahren.

„Lisbeth? – Lisbeth, hast du dich wieder beruhigt?“

Mama will die Tür wieder aufschließen. Wenn ich meinen Plan jetzt umsetzen will, darf ich nicht bockig sein, sondern muss so tun, als wäre wieder alles gut. Vielleicht hat Mama ja auch ein schlechtes Gewissen. Wie kann eine Mutter ihr Kind einsperren wie im Gefängnis? „Lisbeth? Soll ich die Tür wieder aufmachen?“

Frag nicht so blöd. Jemand sollte dich mal einsperren, dann würdest du schon wissen, wie das ist. „Lisbeth, ich komme jetzt rein.“ Klick, klick.

Claudia steht in der Tür zum Kinderzimmer, sieht ihre Tochter inmitten von Schulbüchern auf dem Boden hocken, verheulte Augen, das Kopfkissen im Schoß. „Lisbeth, was machst du denn auf dem Boden? Schau mal, ich hab dich auch nicht gerne eingeschlossen, aber was sollte ich machen, du hast so getobt...“ Elisabeth kauert sich zusammen, den Kopf auf die Knie, die Arme darüber gebreitet. Das lange blonde Haar fällt wie ein Vorhang bis zu ihren Füßen.

Claudia geht in die Knie, streichelt ihrer Tochter über den Kopf. „Schau Lisbeth, wir lassen den dummen Streit und reden heute nicht mehr über die Sache. Ich habe uns etwas Leckeres zu essen gemacht und gleich kommt doch auch deine Lieblingsserie...“ Elisabeth nickt, den Kopf immer noch im Schoß vergraben.

„Also, wenn wir uns wieder gut sind, gib mir die Hand!“ - Claudia hält Lisbeth ihre Hand entgegen und diese streckt ihren Arm betont kraftlos aus. Dann lässt sie sich aufhelfen und tritt, immer noch mit gesenktem Kopf, hinter Claudia her ins Wohnzimmer. Später, Claudia will jetzt selbst fernsehen, sagt Elisabeth brav gute Nacht und geht wieder in ihr Zimmer. Dass sie dabei etwas unter ihrem Pullover versteckt hat, bemerkt Claudia nicht. Lisbeth betrachtet in ihrem Zimmer

die beiden gerahmten Bilder, die sonst im Wohnzimmer an der Wand hängen. Das eine Bild ist eine Studioaufnahme und zeigt Sergej Saposchnikow mit seinem Cello.

Ob mein Papa noch so aussieht? Das Bild ist bestimmt zehn Jahre alt, vielleicht noch älter. Einige graue Haare hatte mein Papa damals schon, inzwischen sind es bestimmt noch mehr. Manche Männer bekommen auch einen dicken Bauch oder hässliche Augenringe, wenn sie älter werden... Aber trotzdem werde ich ihn mit diesem Bild bestimmt erkennen. Und auf dem anderen Foto sind wir an der Ostsee. Wie alt bin ich da wohl? Ein oder schon zwei Jahre? Auf jeden Fall sind meine Haare noch richtig kurz, deswegen habe ich dieses süße weiße Babymützchen. Also wohl doch erst ein Jahr. Und den blauen Badeanzug mit Rüschen, an den kann ich mich sogar noch erinnern. Und wie auf den meisten Bildern lache ich.

Kein Wunder, Sergej war da ja noch bei uns. Wie lange er schon weg ist! Ich kann mich noch erinnern, wie er mit mir das Fahrradfahren geübt hat, mit Stützrädern. Da war ich vielleicht drei. Später, als ich es richtig konnte, war er schon in Russland. Ich war enttäuscht, dass er nicht gesehen hat, wie gut ich Kurven fahre. Und dann, an meinem ersten Schultag. Da war ich schon daran gewöhnt, dass immer der Opa zum Feiern kommt, statt wie bei den anderen der Papa.

Lisbeth legt die beiden Bilder nebeneinander auf ihren Schreibtisch und geht auf Strümpfen zur Abstellkammer, wo sie leise die kleine Trittleiter aufklappt, um an das obere Regal zu kommen. Dort liegt ihr Koffer, den sie schon bei der letzten Reise selbst gepackt hat. Behutsam holt sie ihn herunter, klappt die Leiter wieder zu, schaltet das Licht in der Kammer aus, schleicht durch den Flur und legt den Koffer auf ihr Bett. Konzentriert beginnt sie mit dem Einräumen: ein frisches Nachthemd, Strümpfe, Unterwäsche, den Waschbeutel, Hose und zwei T-Shirts...

Ist es in Russland eigentlich immer kalt? Auch im Sommer? Ein Pullover kommt hinzu, eine dünne Regenjacke. Die beiden Bilder. Soll Balu auch mit? Eigentlich bin ich ja schon zu groß für den Kuschelbär, aber wenn ich ohne ihn verreise, ist er ganz allein hier... na gut, dann kommst du eben mit nach Russland. Da gibt es ja auch echte Bären! Mein MP3-Player mit meiner Musik, außerdem ist da auch mein Hörbuch drauf. Wer weiß, wie lange die Zugfahrt ist. Geld! Ich brauche ja auch Geld. Für die Fahrkarte und so. Wie viel habe ich in meiner Dose? Ich öffne die bunte Blechdose, falte die Scheine auseinander, zähle die Münzen, rechne alles zusammen. 187 Euro und 45 Cent. Ich wusste gar nicht, dass ich so viel habe. Das dürfte locker reichen. Ich stecke 50 Euro und ein paar Münzen in meinen Geldbeutel mit der Schnur, der Rest bleibt in der Dose im Koffer.

Nun schleicht sich Lisbeth in die Küche, macht die Zwischentür zum Wohnzimmer, wo ihre Mutter sitzt, leise zu, schneidet zwei Brötchen auf, belegt sie mit Salami, Käse und Gurkenscheiben, packt sie zusammen mit einem Apfel in eine Tüte, wischt die Arbeitsplatte und räumt das benutzte Geschirr in die Spülmaschine. An einem Haken hängt ihre Trinkflasche, die sie mit Wasser und etwas Himbeersirup auffüllt. Das Essen kommt in den Turnbeutel, den sie deswegen im Zimmer ausleert, alles andere legt sie in den Koffer – fertig. Im Flur findet sie beim Telefon Claudias Adressbuch, überträgt Sergejs Adresse auf einen Notizzettel und legt diesen in ihren Geldbeutel.

Ich habe an alles gedacht. Das muss auch so sein, schließlich mache ich zum ersten Mal ganz allein eine so lange Reise. Eigentlich war meine längste Reise ohne Mama bisher die Zugfahrt nach Bad Oldesloe zu Opa und Oma in diesem Frühjahr, und da hat mich die Mama in Hamburg in den Zug gesetzt und der Opa in Bad Oldesloe wieder abgeholt. Also. Zugfahren ist gar nicht schwer. Ich muss nur wissen, welche Züge ich nehme.

Ich betrachte das große Europaplakat an meiner Wand. Keine Kinderkarte, sondern eine richtige, mit allen möglichen Städten, Flüssen, Ländernamen, Straßen und Eisenbahnlinien. „Eigentlich musst du das erst im Gymnasium wissen“, hat Klaus gesagt, als er ihr das Plakat im Zimmer aufgehängt hat. „Aber ein so kluges Mädchen wie du kann das auch schon in der vierten Klasse lernen.“ – Das hat er nun davon. Ich suche mir jetzt den Weg nach St. Petersburg.

Lisbeth nimmt einen roten Filzler und ringelt Hamburg und St. Petersburg ein. Dann sucht sie die Verbindungslinien und markiert die großen Städte dazwischen.

Berlin – das ist ja einfach. Nach Berlin fahren ständig Züge ab. Dann – Poznan. Warschau. Hmm... weiter nach Brest und Minsk oder doch lieber nach Vilnius und – wie heißt das? Daugav Pils? Pskow? Egal, nach Warschau muss ich auf jeden Fall. Warschau, das weiß ich, ist in Polen. Dann habe ich schon die Hälfte geschafft. Und wenn ich dort bin, frage ich bei der Auskunft, wie es weitergeht.

Lisbeth nimmt das Plakat von der Wand, schneidet mit der Schere Spanien, Italien, Frankreich und England ab, faltet den Rest zusammen und legt ihn oben in den Koffer. Dann schließt sie den Koffer, stellt ihn in den Kleiderschrank, damit Claudia ihn nicht entdeckt, wenn sie nochmal ins Zimmer kommt.

Morgen ist Samstag, Mama steht nicht vor halb neun auf. Ich stelle den Wecker auf sechs, dann bin ich schon so um 7 Uhr am Hauptbahnhof. Als ich wach werde, ist es draußen schon hell. Verschlafen! Der schöne PLAN! Ich fahre hoch, greife zum Wecker. Halb sechs. Also nicht verschlafen. Witzig, ich hab mir den Wecker gestellt und bin doch von ganz alleine wach geworden. Ich setze mich auf die Bettkante. Der Traum – was habe ich geträumt? Ich habe den Zug nach Warschau verpasst. Mama ist hinterhergekommen, zum Bahnhof, hat mich ge-

rufen. Ich habe mich versteckt, mich ganz klein gemacht, während sie immer näher kam. Dann habe ich gesehen, dass noch ein zweiter Zug am gleichen Bahnsteig abfährt, direkt gegenüber.

Dort hinein bin ich gelaufen und die Türen gingen zu und der Zug fuhr ab.

Ich strecke mich, dehne die Arme zum Wachwerden. Ins Bad. Zähneputzen, Gesicht waschen. Nein, besser nicht. Mama könnte aufwachen. Und aufs Klo kann ich auch im Zug. Aber die Haare. Ich mache mir meine schöne Frisur. Für Besuche, Konzerte und zum Verreisen. Vor dem großen Spiegel. Die Haare so lange durchbürsten, bis sie glänzen. Dann die Klamotten, die ich mir schon herausgelegt habe. Weißes Unterhemd, weiße Strumpfhose, das rot-schwarz gewürfelte Kleid. Und weil es am Morgen sicher noch kühl draußen ist, die graue Strickjacke darüber. Schuhe an – fertig.

Jetzt noch die Frisur. Ich nehme den schwarzen Haarreif. Die Zacken an der Stirn ansetzen – fest drücken, nach hinten durchziehen. Perfekt – die Haare liegen fest an, keine Strähne hat sich dazwischenge-mogelt. Leise öffne ich die Zimmertür, lausche einen Moment in den Gang. Nichts – kein Geräusch. Also los. Halt – um ein Haar hätte ich es vergessen. Der Brief, den ich gestern Abend noch geschrieben habe. Da steht alles drin, damit Mama sich keine Sorgen macht. Außerdem soll sie nicht böse sein, dass ich lieber in St. Petersburg zur Schule gehe als in Murnau. Und statt Latein lerne ich eben Russisch. Am Schluss: Ich hab dich ganz doll lieb, deine Lisbeth. Stimmt ja auch. Ich bin nicht mehr böse wegen gestern Abend.

Zum Glück macht der Koffer keinen Lärm, als ich ihn durch den Gang rolle. Im Treppenhaus ziehe ich die Wohnungstür nicht einfach zu wie sonst, sondern benutze den Schlüssel, das ist leiser. Der Koffer ist ja gar nicht so schwer, wie ich dachte. Die Treppe hinunter lässt er sich

gut tragen. Unten auf der Straße. Noch keiner unterwegs. Von irgendwo eine einzelne Vogelstimme. Die Luft ist wie Seide. Ich atme tief ein. Perfekt, der Tag ist noch ganz frisch. Und heute Abend bin ich vielleicht schon bei meinem Papa. Jetzt erst merke ich, wie aufgeregt ich bin.

Mit großen Schritten gehe ich los, ziehe den Koffer hinter mir her, laufe unsere Straße hinunter, biege an der Ecke rechts ab, weiter bis zum Friedrich-Ebert-Damm. Ein paar Autos, aber doch längst nicht so viele wie sonst, dazu nur wenige LKW. Ich warte nicht an der Bushaltestelle wie sonst an den Schultagen, sondern gehe einfach geradeaus, in Richtung U-Bahn.

Die Rolltreppen hinunter, zur U1. Für Zentrum und Hauptbahnhof muss ich auf die Seite nach Norderstedt, das ist kinderleicht. Jetzt stehe ich an den Gleisen, ganz alleine. 7 Minuten bis zum nächsten Zug, sagt die Anzeigentafel. Hier unten riecht es immer gleich, abgestanden, nach kaltem Rauch und Gummi. Das kommt von den Bremsbelägen, hat Klaus neulich gesagt. Na, der muss es ja wissen. In Murnau haben sie jedenfalls keine U-Bahn, das steht schon mal fest.

Der Wind aus dem Tunnelloch kündigt den Zug an. Ich steige ein. Im Wagen ein paar müde Gestalten auf den Bänken, eine Frau, die auf ihrem Handy tippt, zwei türkisch aussehende Jungs, die im Gang stehen. Ich setze mich zu der Frau mit dem Handy. Sie schaut nicht auf. Der Zug fährt an, Tunnelwände rasen vorbei, abbremsten, Wandsbeker Markt. Türen gehen auf und wieder zu, es geht weiter. Noch könnte ich aussteigen, umkehren, wieder nach Hause fahren. Mama würde nichts merken von meinem Samstagmorgenausflug mit Koffer. Aber es ist entschieden. Ich fahre nach Russland zu Papa.

Hauptbahnhof. Hier muss ich aussteigen. Die meisten tun das, ich bewege mich im Strom, die Rolltreppe hinauf. Da vorne sind Hinweis-

schilder. Ausgang, S, DB. DB ist sicher richtig, das heißt Deutsche Bahn, so viel ist klar.

Es geht einen langen Gang entlang. Die Leute laufen alle in eine Richtung. Ein Mann mit orangener Weste und blauem Müllsack kehrt Abfälle zusammen. Weiter vorne riecht es lecker nach frisch gebackenen Hörnchen, ein Bäckereioskiosk mitten im Tunnellabyrinth. Leute stellen sich an, holen sich einen Kaffee im Pappbecher. Jetzt geht es wieder über eine Treppe nach oben und ich komme in eine große Halle. Da vorne, die riesige Anzeigetafel.

Ich stelle mich davor und beginne zu lesen. Um 6:18 fährt der nächste Zug. Danach um 6:20. Nochmal 6:20. 6:21. Und so weiter. Die Stadt mit den großen Buchstaben ist immer die Endstation. Aber eigentlich sind die klein geschriebenen Städte wichtiger, weil dort die Züge auch halten. Und meistens fährt man ja gar nicht bis zur Endstation. Das hat Mama mir erklärt, letztes Jahr, als ich nach Bad Oldesloe gefahren bin. Ich lese alles durch, langsam, damit ich nichts übersehe. 6:28... 6:35 ... 6:42 ... da: 6:48. Endstation Budapest. Der Zug fährt über Berlin nach Dresden und Prag. Jetzt brauche ich noch die Gleisnummer: 8. Das kann ich mir merken. Als Nächstes ein Ticket, und zwar das richtige. In der Schule haben sie erzählt, dass die Kontrolleure Kinder sogar aus dem Zug werfen, wenn sie keine richtige Fahrkarte haben. Das glaube ich allerdings nicht.

Da vorne gibt es Fahrkartenautomaten. Soll ich jemand fragen, wie es geht? Ach was, ich bin ja nicht dumm. Hier tippe ich „Berlin“ ein, einfache Fahrt, eine Person, und dann... Was, 58 Euro? So viel? Wenn das so teuer ist, komme ich ja nie bis nach Russland. Ach, ich bin ja blöd, für mich gilt ja Kinderpreis. Also noch mal neu... 29 Euro, das ist schon besser. Ich schiebe vorsichtig einen Zwanziger in den Schlitz, mit einem gierigen Geräusch wird der Schein eingezogen, jetzt nochmal einen Zehner, schmatz! Ein blinkendes Licht, ein Euro klimpert in die Ausgabe, da kommt die Fahrkarte, fertig. Das war ja einfach.

Erst mal zur Anzeigetafel, und dann ... ach dort geht es zu den Gleisen. 6 bis 14, logisch, da ist 8 dabei, Kinderkram. Und da vorne sind die Gleise. 7 und 8, bei 8 steht schon ein Zug. Ob das der richtige ist? Wie war das gleich wieder, ach ja. Auf keinen Fall einfach einsteigen. Erst auf die Anzeige am Bahnsteig schauen. Und da steht... noch nichts drauf. Nur die Uhrzeit. 6:22. Also setze ich mich lieber auf die Bank und warte.

Eine Zugtür wird von innen geöffnet. Ein Mann mit orangener Weste und Putzzeug kommt heraus. Weiter vorne auch. Sie rufen sich etwas zu. Da, ein Pärchen mit Rollkoffern, die steigen ja schon ein. Darf man das? Jetzt tut sich etwas auf der Anzeigetafel. 6:48. Budapest. Das stimmt. Auch Berlin steht jetzt da.

Ich stehe auf, gehe zu dem weißen Wagon mit dem roten Streifen. Auch auf dem Bildschirm hier steht Berlin dran. Ich drücke auf den grün leuchtenden Knopf, zischend gehen die Türflügel auf, soll ich wirklich? Jetzt habe ich mich entschieden, fertig, aus, Amen. Ich nehme einen Platz am Fenster, den Koffer schiebe ich zwischen zwei Sitzreihen, es kann losgehen. In meinem Bauch lauter Schmetterlinge.

Nach und nach füllt sich der Wagen. Eine blonde Frau mit grauer Bluse und schwarzem Rock setzt sich schräg gegenüber, klappt ihren Laptop auf, fängt an zu lesen und zu tippen. Ein Pärchen mit viel Gepäck, großen Rollkoffern und Taschen. Eine Gruppe junger Männer mit schicken schwarzen Sakkos und Köfferchen. Eine Oma und ein Opa mit Trolleys, die sich langsam nach vorne durchschieben und bei jeder Sitzreihe die Nummern studieren. Eine gepiercte junge Frau mit Rastalocken und Reisetasche...

„Hallo, Entschuldigung!“ – Ich erschrecke. Vor mir im Gang haben sich ein Mann und eine Frau aufgebaut und deuten über meinen Kopf hinweg zum Fenster. „Ich glaube, du sitzt auf unseren Plätzen. Schau

mal, da steht ‚Reserviert‘, sagt der Mann – nicht unfreundlich, aber doch energisch.

Tatsächlich, da ist eine kleine Anzeige mit roten Leuchtbuchstaben. „Es gibt noch freie Plätze hier im Abteil, du kannst dich einfach woanders hinsetzen“, ergänzt jetzt die Frau, eine Spur freundlicher.

Neben der Frau mit der Rastafrisur ist noch ein leerer Sitz. „Tschuldigung, ist hier noch frei?“ – Sie guckt zu mir. „Klar!“ – und ich zähle drei Lippenringe und einen unten an der Nase. Mama hätte sich nie hierhin gesetzt. Die coole Frau stöpselt sich earplugs in die Ohren. Ich will sie fragen, was für Musik sie so mag, aber da hat sie schon die Augen zu und ist weg.

Wir stehen immer noch am Bahnsteig. Ab und zu geht zischend die Tür zum Waggon auf und es kommen neue Reisende mit Gepäck. Auch Familien sind dabei. Und was mache ich, wenn die Polizei reinkommt und nach mir sucht? Blödsinn. Mama liegt immer noch im Bett und schläft tief und fest. Jetzt höre ich von draußen einen Pfiff. Es ruckelt. Langsam, ganz langsam, bewegt sich der Bahnsteig. Die Sitzbank und die Abfalleimer verschwinden, ein Plakat zieht vorbei, eine Anzeigetafel und jetzt sind wir im Freien. Graue Häuser, Werbung, eine Straße, Autos. Wir fahren.

Lea Strohmaier, 11 Jahre

Eine fantastische Reise

Es war ein kalter Januarabend. Lilith aß gerade mit ihren Eltern einen heiß dampfenden und leckeren Nudelauflauf. Lilith war acht Jahre alt und spielte für ihr Leben gern Klavier. Als Lilith mit dem Abendessen fertig war, ging sie in ihr Zimmer und las noch ein wenig in ihrem Lieblingsbuch „Ferien auf dem Ponyhof“.

Nach etwa zehn Minuten kam ihre Mutter zu ihr und sagte, dass es Zeit wäre ins Bett zu gehen, da es schon halb acht war. Das Mädchen legte das Buch zur Seite, stand auf und machte sich fertig für das Bett. Kurze Zeit später kam auch Liliths Vater in ihr Zimmer und auch er wünschte ihr eine gute Nacht. Normalerweise schläft Lilith immer sehr schnell ein, doch heute wollte es ihr nicht gelingen. So kam sie auf die Idee in ihrer Fantasie an eine Traumwelt zu denken, die von magischen Wesen bewohnt wurde. Nie wäre sie darauf gekommen, dass es diese Welt wirklich geben würde. Plötzlich drehte sich alles um Lilith. Als sie ihre Augen öffnete, war sie auf genau diesem Planeten an den sie gerade gedacht hatte.

Erschrocken blickte sie sich um und entdeckte riesige Wesen, die wie Giraffen mit Flügeln und Elefantenohren aussahen. Nachdem auch die Geschöpfe Lilith erblickten, schritten sie zu dem Mädchen hin. Verängstigt trat das Kind einen Schritt zurück und hoffte, dass dies alles nur ein Traum war. Die Wesen stellten sich in einen Kreis auf und nahmen dabei Lilith in die Mitte.

Auf einmal sprach der Höchste zu dem Mädchen: „Wer bist du? Und wie bist du auf Malien gekommen?“ fragte er ruhig mit rauer Stimme. „Ich bin Lilith und wie ich hierhergekommen bin, weiß ich nicht. Aller-

dings konnte ich heute Abend nicht einschlafen und da hab ich mir eine Traumwelt zusammengebastelt, die exakt so aussieht wie dieser Planet.“

Nun flüsterten die Wesen sodass Lilith nichts verstehen konnte. Dann begann eine etwas Kleinere zu sprechen: „Nun du musst wissen, vor vielen Jahrhunderten lebten einmal zwei Familien auf unserem Planeten. Die Schockanten und die Felitanten, beide hatten magische Kräfte. Einst hatten diese einen Streit, worum es ging, weiß keiner. Bei diesem Streit wurden die Schockanten so wütend, dass sie einen Fluch über die Felitanten legten. Dieser bewirkte, dass ganz Malien in zwei Hälften geteilt wurde und auf der Grenze eine ein Meter hohe Mauer aus Stein errichtet wurde. Außerdem haben die Felitanten und die Schockanten durch diesen Fluch ihre Kräfte verloren und nur ein Kind das unter zehn Jahre ist und an genau unser Land glaubt kann den Fluch aufheben.“ Die bereits etwas entspanntere Lilith fragte sofort nach: „Und das bin ich? Und wer seid ihr, seid ihr die Schockanten oder die Felitanten?“ „Ja, du bist die Auserwählte, sonst könntest du nicht hier sein und wir sind die Felitanten. Kannst du uns bitte helfen?“ sagte eine der Felitanten.

Natürlich willigte Lilith sofort ein. Auf einmal spürte sie, dass sie etwas ganz Besonderes ist. Doch eine Frage lag dem Mädchen noch auf dem Herzen. Wie würde sie wieder zurück auf die Erde kommen und von dort auch wieder zurück auf Malien. Selbstverständlich konnten auch die Felitanten beantworten: „Du musst einfach ganz fest an dein Zuhause oder an Malien denken.“ Lilith bedankte sich und verabschiedete sich von den Felitanten. Dann machte sie genau das, was ihr aufgetragen wurde. Plötzlich drehte sich wieder alles und das Mädchen lag in ihrem Bett.

Das Seltsame daran war, dass es immer noch acht Uhr Abend war, obwohl es vor ihrer Reise auch schon acht Uhr gewesen ist. Schon nach kurzer Zeit schlief das Kind auch schon ein.

Am nächsten Morgen war Lilith ganz aufgeregt. Sie wollte ihren Eltern beim Frühstück unbedingt von ihrer gestrigen Reise erzählen. Heute war Freitag, der letzte Tag vor den Ferien. Nachdem Lilith sich bereit für die Schule gemacht hatte, lief sie die hölzerne Treppe hinunter und rannte in die Küche. Dort standen bereits ihre Eltern und tranken gemeinsam einen Kaffee. Lilith lief zu ihnen hin und erzählte ihnen ganz aufgelöst von ihrer Reise. Ihre Mutter und ihr Vater hörten ihr dabei ganz entspannt zu. Als die Drittklässlerin fertig war, setzte sie sich hin und aß eine Schale Müsli.

Ein paar Minuten später setzte sich ihr Vater zu ihr und sagte: „Da hattest du aber einen spannenden Traum.“ „Ich habe das nicht geträumt, das war wirklich so!“ rief Lilith empört. Ihre Eltern warfen sich zweifelnde Blicke zu. Nun setzte sich auch Liliths Mutter an den Tisch und versuchte ihrer Tochter zu erklären, dass es keine Traumwelten gibt, auf denen tierähnliche Wesen leben. Doch das Mädchen wusste, dass sie das alles nicht geträumt hatte.

Sie lief enttäuscht in ihr Zimmer, um ihren Schulranzen zu holen. Ein wenig später ging sie mit ihrem Vater zu der nicht weitentfernten Schule ihrer Stadt. Im Schulhof warteten schon ihre besten Freundinnen Mia und Sofia. Freudig rannte sie zu ihnen und erzählte auch ihnen von ihrer ereignisreichen Nacht. Doch diese glaubten auch, dass es ein Traum war. Traurig stieg sie mit ihren Freundinnen die einzelnen Treppenstufen hinauf bis zu dem Klassenzimmer der Klasse 3b, in die die drei Freundinnen gingen. Heute hatten sie nur vier Stunden.

Nach der Schule wurde Lilith von ihrer Mutter abgeholt. Als sie zuhause angekommen war, räumte Lilith sofort ihr Zimmer auf. Heute Nachmittag würde Mia kommen. Um zwei Uhr stand sie auch schon vor der Tür. Es wurde ein sehr schöner Nachmittag. Doch Lilith freute sich auch schon auf den Abend, endlich würde sie den Felitanten hel-

fen können. Kurz nachdem Mia abgeholt wurde, fragt das Mädchen ihre Eltern, ob sie ins Bett gehen dürfe. Liliths Eltern waren sehr erstaunt, da ihre Tochter normal immer um jede Minute froh war, die sie länger aufbleiben durfte. Misstrauisch bejahten sie die Frage des Mädchens. Lilith lief in ihr Zimmer und legte sich in ihr Bett. Dann dachte sie ganz fest an Malien.

Auf einmal drehte sich wieder alles und Lilith stand auf dem staubigen Boden Maliens. Da sah sie auch schon, wie die Felitanten auf sie zu rannten. Freudig begrüßte Lilith ihre neuen Freunde. Kurz darauf kam sie gleich zur Sache. „Wie kann ich euch helfen? Was muss ich tun?“ fragte sie aufgeregt und glücklich zugleich. Ruhig erklärten ihr die Felitanten: „Leider wissen wir nicht wie du vorgehen musst, doch ich glaube es wäre sehr hilfreich für dich mal mit den Schockanten zu reden. Dazu musst du einfach ganz fest an den Namen Schockanten denken.“ Das probierte Lilith gleich aus.

Wieder drehte sich alles und Lilith stand auf der andere Seite der Mauer. Es war eine ganz andere Gegend wie im Reich der Felitanten, es war kalt, dunkel und die Geschöpfe, die in der Dunkelheit herumlungerten, sahen aus wie Pferde mit Hörnern und hatten etwas kleinere Flügel als die Felitanten. Lilith schritt langsam und ängstlich auf die Schockanten zu. Jetzt stand sie direkt vor einer kleinen Herde. Plötzlich brüllte der Größte zu ihr herab: „Was willst du? Verschwinde von hier!“ „Ich bin Lilith und ich wurde von den Felitanten hierher geschickt, um den Fluch eurer Vorfahren zu brechen“ erklärte die verängstigte Lilith. Plötzlich brüllten alle Schockanten: „Was? Sie haben dir erzählt, unsere Vorfahren hätten den Fluch auf Malien gelegt?“ Das Mädchen nickte. Auf einmal sprach einer mit zärtlicher Stimme: „Eine Unverschämtheit! Da haben dich die lieben Felitanten angelogen. Denn ihre Vorfahren haben den Fluch über Malien gelegt.“ Auf einmal war Lilith ganz mulmig zumute. Sie wollte ganz schnell wieder weg von hier.

Also kam sie gleich zur Sache: „Okay, und wie kann ich euch helfen den Fluch zu brechen?“ Jetzt erklärte der Höchste: „Also du musst einen Trank brauen. Diesen müssen dann die beiden ältesten lebenden Verwandten der beiden Familien trinken. Für diesen Trank benötigst du ein Haar einer schwarzen Katze, eine Gänseblümchenwurzel, eine Perle einer Muschel, eine Schuppe eines Fliegenpilzes sowie einen Stachel eines Kugelfisches.“ Das Mädchen bedankte sich und versprach den Schockanten den Fluch zu brechen. Dann dachte sie ganz stark an die Felitanten.

Ein paar Sekunden später stand sie auch schon bei ihnen. Sofort fragten sie das Kind, ob sie etwas herausgefunden hatte. Lilith beantwortete sofort alle Fragen: „Als ich ihnen erzählt habe, warum ich da bin, haben sie gesagt, dass ihr den Fluch auf Malien gelegt habt. Außerdem haben sie mir eine Liste für einen Trank gegeben. Diesen müssen die zwei ältesten Verwandten trinken. Dann ist endlich der Fluch gebrochen. Entsetzt starrten die Felitanten ihre Freundin an: „Diese Lügner! Wir haben nicht den Fluch auf unseren Planeten gelegt.“ Natürlich zweifelte ihre Freundin nicht daran, dass sie nicht den Fluch über dieses Land gelegt hatten. Jetzt war es aber an der Zeit, dass Lilith wieder zu ihren Eltern zurückkehrte. Sie verabschiedete sich von den Felitanten und versprach ihnen mindestens eine Zutat des Tranks zu besorgen. Nach kurzer Zeit war sie auch schon wieder zuhause. Auf einmal hörte sie die knarrenden Treppenstufen und ein paar Sekunden später öffnete jemand von außen die Zimmertür. Das Kind zog schnell seine Bettdecke hoch und stellte sich schlafend. Schon stand ihre Mutter in ihrem Zimmer, um zu sehen, ob ihre Tochter bereits schlief. Offenbar bemerkte sie nicht, dass Lilith sich nur schlafend gestellt hatte, da sie sofort das Zimmer wieder verließ. Am nächsten Morgen wachte Lilith sehr früh auf, da sie gestern auch früh zu Bett ging.

Auf einmal fiel ihr wieder die Liste ein, welche ihr gesagt wurde: „eine Gänseblümchenwurzel, ein Haar einer schwarzen Katze, eine Perle

einer Muschel, ein Stachel eines Kugelfisches und eine Schuppe eines Fliegenpilzes. Okay, ich denke heute besorge ich das Haar einer schwarzen Katze.“ murmelte das Mädchen vor sich hin. Dann stand sie auf und zog sich um. Später ging sie in das Wohnzimmer ihres Hauses. Ihre Eltern waren noch nicht wach, deshalb malte sie noch ein bisschen in ihrem Malbuch. Um halb neun kamen auch ihre Eltern und machten das Frühstück. Beim Essen fragte Lilith ihre Mutter und ihren Vater, ob sie eine schwarze Katze in der Nachbarschaft haben. Noch etwas müde beantwortete ihre Mutter die Frage: „Ich glaube schon, die Katze von Herrn Jakobi ist doch schwarz oder?“ „Stimmt, die ist schwarz!“ rief Lilith fröhlich. Nach dem Frühstück fragte sie ihre Mutter, ob sie mit ihrem Roller in der Siedlung fahren dürfte. Ihre Mama willigte ein, doch bestand darauf, dass ihre Tochter ihren Rucksack mitnimmt.

Das Mädchen holte ihren Roller und versprach ihrer Mutter pünktlich um zehn Uhr wieder zu Hause zu sein. Kurz danach rollte sie schon die Straße hinunter und stoppte vor dem Haus von Herrn Jakobi. Als sie die Katze nicht erblickte beschloss sie, eine Runde in der Nachbarschaft zu drehen, um zu sehen, ob das Tier irgendwo herumstreift. Doch sie fand die Katze Sila nicht. Deshalb fuhr sie erneut zu dem kleinen Häuschen. Als sie vor diesem ankam, erblickte sie Sila vor dem Fenster. Da Lilith auch das Auto ihres Nachbarn vor der Garage parken sah, dachte sie es wäre besser wenn sie klingeln würde. Also drückte das Mädchen die Klingel. Sofort öffnete Herr Jakobi die Haustür: „Hallo Lilith, was führt dich den zu mir? Wie geht es dir?“ fragte er freundlich. „Ich äh, wir lernen zur Zeit im Heimat- und Sachkundeunterricht verschiedene Arten von Tieren, die an Land wohnen. Als Hausaufgabe sollen wir ein Tier fotografieren und da ich aber leider kein Haustier habe, wollte ich fragen, ob ich Sila fotografieren darf.“ schwindelte Lilith. Herr Jakobi freute sich und öffnete seiner Nachbarin bereitwillig die Haustür. Vorsichtig schritt das Kind ein und zog ihre Turnschuhe aus. Dann öffnete der Mann eine Tür hinter der ein großes Wohnzimmer lag. Das Kind ging hinein und erblickte die Katze auf dem Fens-

terbrett. Fröhlich lief sie zu ihr hin und streichelte das Tier. Schon hatte sie mehrere Haare in ihrer Hand eilig steckte sie ein paar Haare davon in ihre Hosentasche. Dann holte sie ihre Kamera aus ihrem Rucksack. Diese hatte sie bei ihrem letzten Zoobesuch in ihrem Rucksack vergessen. Sie machte schnell ein Foto und steckte den Fotoapparat wieder hinein. Als sie sich gerade von Herrn Jakobi verabschieden wollte, kam dieser mit Keksen und einer heißen Schokolade in das Wohnzimmer und forderte das Kind auf sich zu setzen. Lilith setzte sich neben Herrn Jakobi und nahm sich einen Keks und trank einen Schluck von der heißen Schokolade. Nachdem sie alles ausgetrunken hatte, nahm sie ihren Rucksack und bedankte sich bei dem netten Mann. Dann fuhr das Mädchen sehr schnell mit ihrem Roller nach Hause, da es schon kurz vor zehn Uhr war.

Zuhause sagte sie kurz Bescheid, dass sie wieder zurück sei und lief aufgeregt in ihr Zimmer. Dort schrieb sie eine Liste mit den Zutaten und machte einen Haken hinter das Haar einer schwarzen Katze. Jetzt holte sie vorsichtig die Haare der Katze hervor und legte sie in eine kleine Box. Nun blickte sie erneut auf den Plan und beschloss auch heute noch die Gänseblümchenwurzel zu besorgen.

„Aber nicht jetzt!“ sprach Lilith glücklich mit sich selbst und lief zu ihren Barbiepuppen. Nach einiger Zeit holte ihre Mutter sie zum Mittagessen. Nach dem Essen rannte Lilith in die Garage und holte eine kleine Schaufel. Doch als sie im Garten angelangt war, sah sie kein einziges Gänseblümchen. Auf einmal wurde ihr klar, dass es im September keine Gänseblümchen mehr gibt. Doch was konnte sie jetzt tun? Entmutigt ging sie in ihr Zimmer und dachte die ganze Zeit nach, wo sie die Gänseblümchenwurzel herbekommen sollte.

Plötzlich kam sie auf die Idee die Felitanten zu fragen. An diesem Nachmittag spielte sie noch ein wenig und fuhr mit ihrer Mutter einkaufen. Am Abend aß sie gemeinsam mit ihren Eltern im Lokal „Alte Post“.

Nach dem Essen fuhren sie wieder nach Hause und die Drittklässlerin sah noch ein wenig Fernsehen. Danach ging sie sehr müde ins Bett. Als sie schon fast eingeschlafen war, fiel ihr ein, dass sie ja den Felitanten versprochen hatte sie am Abend zu besuchen. Doch da sie aber schon sehr müde war, beschloss sie die Felitanten am nächsten Morgen zu besuchen. Am nächsten Tag wachte sie um halb neun auf und zog sich an. Dann legte sie sich wieder in ihr Bett und dachte ganz fest an Malien.

Nachdem sie den Felitanten erzählt hatte, dass sie die erste Zutat bereits am letzten Tag besorgte, fragte sie die Geschöpfe: „Ich weiß leider nicht wie ich die Gänseblümchenwurzel besorgen soll, da keine Gänseblümchen mehr wachsen.“ Gelassen antworteten ihre Freunde: „Das ist kein Problem bei uns auf Malien wachsen am Rand der Mauer viele Gänseblümchen.“ Erleichtert atmete Lilith auf. Gemeinsam ging Lilith mit den Felitanten zum Rand der riesigen Mauer. Dort wuchsen viele kleine Gänseblümchen. Das Mädchen beugte sich hinunter und schaufelte mit ihrer rechten Hand den Sand weg, sodass Stück für Stück winzige Wurzeln auftauchten. Vorsichtig nahm sie die Pflanze mit zwei Fingern und schon hatte sie die Blume in ihrer Hand. Glücklicherweise zeigte sie ihren Freunden das Gänseblümchen mit den kleinen Wurzeln. Da das Kind immer noch drei Zutaten nicht hatte, verabschiedete sie sich von ihren Freunden und wünschte sich auch schon wieder nach Hause. Sofort holte Lilith ihre Bastelschere und trennte die Pflanze von den Wurzeln mit einem geraden Schnitt. Danach legte sie die Wurzeln zu dem Haar der schwarzen Katze. Als Nächstes wollte sie die Schuppe eines Fliegenpilzes besorgen. Sie kannte sich gut mit Pilzen aus, da sie oft mit ihrem Opa in den Wald zum Pilze suchen ging. Am Nachmittag rief sie ihre Großeltern an und fragte ihren Großvater, ob er Zeit hätte mit ihr zusammen auf Pilzsuche zu gehen.

Dieser willigt sofort ein und um Punkt zwei Uhr stand er mit einem Korb und zwei kleinen Messern vor dem Haus seiner Enkelin. Lilith rannte zu ihrem Opa und umarmte ihn. Nach einer kurzen Autofahrt

waren sie auch schon da. Fröhlich gingen die Beiden durch den Wald. Nach einem kurzen Spaziergang hatten sie schon viele Pilze gesammelt. Auf einmal tippte ihr Opa sie von der Seite an:

„Schau mal Lilith, dort vorne ist ein Fliegenpilz.“ Interessiert sah das Kind in die Richtung, in die ihr Großvater zeigte. „Ja, und daneben sind so viele schöne Pilze ich geh hin und schneide ein paar ab.“ Erleichtert lief sie zu dem Fliegenpilz und während sie so tat als würde sie andere Pilze pflücken, schnitt sie schnell eine weiße Schuppe des Pilzes ab und legte sie in ihre leere Jackentasche.

Nachdem ihr Korb voll war, fuhren sie wieder nach Hause. Anschließend trank ihr Opa noch einen Kaffee und fuhr schließlich wieder nach Hause. Als die Sonne langsam unterging, legte Lilith auch diese Zutat in ihr Kästchen. Jetzt hatte sie schon drei von fünf Zutaten. Morgen würde sie den Rest besorgen und dann können die Felitanten sich endlich wieder frei auf Malien bewegen.

Am Abend besuchte Lilith wieder ihre Freunde. Diese waren schon sehr ungeduldig und fragten Lilith, ob sie denn schon alles hätte. „Nein leider nicht. Ich benötige noch zwei Zutaten, doch leider weiß ich nicht woher ich die Perle und die Stachel eines Kugelfisches bekommen soll.“ erklärte Lilith. „Wie du weißt bist du etwas Besonderes, deshalb kannst du überall hin. Du musst dir nur den Ort richtig gut vorstellen.“ riefen die Felitanten aufgeregt.

Lilith bedankte sich und da war sie unerwartet auch schon wieder Zuhause. Lilith wunderte sich sehr darüber, weil sie gar nicht an ihr Zuhause dachte. Dennoch schlief sie schnell ein. Am nächsten Morgen wachte sie sehr früh auf und da sie jede Minute nutzen wollte, dachte sie sofort an einen Laden am Meer, welcher besondere Dinge aus dem Meer verkaufte. Auf einmal drehte sich alles und Lilith stand vor einem Laden über dem „Seemannsladen“ stand. Lilith beschloss

hinein zu gehen. Als sie drinnen war, begrüßte sie ein netter Mann. Sie fragte sofort, ob er denn eine Perle einer Muschel oder einen Stachel eines Kugelfisches hätte. Dieser antwortete freundlich: „Eine Perle einer Muschel habe ich leider nicht, doch du hast Glück. Ich bin gestern am Ufer spazieren gegangen und habe dort einen toten Kugelfisch gesehen. Neben ihm lag dieser Stachel. Du kannst ihn gerne haben.“ Lilith nahm das Geschenk an, bedankte sich und verließ den Laden. Da sie schon am Meer war, beschloss sie noch einen kleinen Spaziergang am Strand zu machen. Kaum war sie dort angekommen, sah sie schon die erste Muschel. Fröhlich rannte sie dorthin und sah sich die Muschel genauer an. Sie traute ihren Augen nicht, was sie da sah. In dieser Muschel steckte eine kleine weiße Perle. Sofort machte Lilith einen Freudensprung. Endlich hatte sie alle Zutaten zusammen. Jetzt wollte sie schnell wieder nach Hause. Nach ein paar Sekunden war sie wieder da. Jetzt legte sie auch die letzten Zutaten in die Box. Dann holte sie eine Schüssel und nahm die Schachtel in ihre Hand.

Nun dachte sie an Malien. Aufgeregt lief sie zu ihren Freunden hin. Nachdem sie ihnen freudig erklärte, dass sie alle Zutaten beisammen hätte, fing sie an die Zutaten in die Schüssel zu geben. Als alle Zutaten in der Schüssel lagen, fingen sie plötzlich an zu blubbern und ein Trank entstand. Jetzt fragte sie in die Runde, wer denn der Älteste ist. Einer ging zu ihr und sagte: „Ich!“ Lilith gab ihm den Löffel und er trank die Brühe. Dann dachte sie an die Schockanten und als sie dort gelandet war, erklärte sie ihnen, um was es ging. Dann trat einer aus der Reihe und rief, dass er der älteste Verwandte ist. Sie gab ihm den Löffel mit der Flüssigkeit und er trank ihn mit einem Schluck aus. Plötzlich verschwand die Mauer und die Felitanten standen neben den Schockanten. Es hatte funktioniert, der Fluch war aufgehoben. Endlich waren beide Seiten wieder vereint und die Felitanten sowie die Schockanten konnten sich wieder frei auf Malien bewegen. Die Geschöpfe bedankten sich bei Lilith für ihre Hilfe und plötzlich war sie wieder in ihrem Zimmer und konnte sich an nichts mehr erinnern.

Lotte Walz, 10 Jahre

Die Freunde der wilden Freiheit

Es war einmal ein kleiner Wolf, der hieß Emil und er lebte in einem großen Rudel. Er war jedoch ganz anders als die Wölfe aus seinem Rudel, denn er fühlte sich in seinem Wolfspelz nicht wohl. Emil wollte unbedingt eine Katze sein. Immer wenn seine Mutter und sein Bruder das Jaulen auf den Hügeln hinter dem Wald übten, lief Emil nicht mit, denn er wusste, dass auch sein Jaulen anders war.

Doch einmal im Jahr mussten alle kleinen Wölfe bei Vollmond vor den größeren Wölfen jaulen und somit zeigen, dass sie schon richtige, mutige, angsteinflößende Wölfe geworden waren. Es freuten sich auch alle darauf, außer der kleine Emil, der immer sofort ein wenig Angst bekam, wenn eine Herausforderung auf ihn wartete. In jener Vollmondnacht jaulten alle und jaulten und jaulten. „Ahu, ah!“ Nur Emil jaulte nicht. Da brummelte der Anführer des Rudels: „Los, Emil, jetzt bist du dran!“ Der kleine Emil fing an, aber es kam nur ein „Miau, miau, miau“ aus seinem Maul heraus. Da fingen alle Wölfe so laut zu lachen an, dass man es in der klaren Vollmondnacht durch den ganzen Wald hören konnte. Nun brummelte der Anführer noch tiefer: „Versuch es noch mal, und zwar dieses Mal wie ein Wolf. Du bist ein Wolf, also sei ein Wolf! Verstanden?!“ „OK“, stammelte Emil. Und wieder versuchte er zu jaulen. Und wieder ertönte nur ein „Miau, miau, miau“. In der nächsten Vollmondnacht passierte es genauso wieder und der Anführer befahl: „Ziehe dich in eine Höhle zurück! Dort kannst du darüber nachdenken, wer du bist.“ Also musste Emil in der Höhle bleiben, und zwar für sieben Stunden. Er versuchte wieder und wieder, ein furchterregendes Jaulen hervorzubringen, aber als er es den anderen Wölfen zeigen sollte, funktionierte es einfach nicht. Also musste er wieder ganz alleine in der Höhle bleiben, obwohl er einfach nur so sein wollte,

wie er wirklich war. Deshalb weinte er bitterlich, bis auf einmal ein kleiner Hase angehoppelt kam. Emil hatte große Angst, aber der Hase schien auch große Angst zu haben. Beide zitterten am ganzen Körper und blieben wie erstarrt in der düsteren Höhle stehen.

„Wieso hast du denn Angst vor mir? Ich tue doch keiner Fliege etwas zuleide. Aber für einen Wolf bin ich doch das gefundene Fressen“, stammelte der kleine Hase.

„Für einen Wolf vielleicht. Aber vor mir brauchst du keine Angst zu haben. Ich bin nämlich gar kein Wolf, sondern eine Katze, namens Emil“, erklärte der kleine Wolf und er konnte selbst fast nicht glauben, dass er zum ersten Mal ein wenig Stolz in seiner eigenen Stimme hörte. Darauf sagte der Hase: „Ich heiße Hüpfel und ich bin ein Dachs. Aber wie kannst du eine Katze sein? Du siehst doch aus wie ein Wolf.“

„Wenn du sagst, dass du ein Dachs bist, glaube ich dir das ja auch. Du kannst mir vertrauen: Ich bin eine Katze. Manchmal sehen die anderen nicht das, was wir wirklich sind. Wenn es Wölfe im Schafspelz gibt, dann gibt es auch Katzen im Wolfspelz. Denkst du nicht?“, fragte die Katze.

„Genau das denke ich auch“, antwortete der Dachs. Das war der Beginn einer großen Freundschaft. Emil fragte seinen neuen Freund: „Bist du auch an diesen abgelegenen Ort verbannt, weil du anders bist?“ „Ja“, antwortete Hüpfel, der Dachs, traurig. „Ich glaube“, erwiderte die Katze, „wir müssen den Mut aufbringen und zu unserem Rudel und zu unseren Familien zurückkehren und ihnen erklären, dass wir gerne andere Tiere sein möchten und uns niemand zu einem Wolf oder Hasen machen kann. Wir schaffen das, weil wir die allerbesten Freunde sind. Wir können uns ja nicht ein Leben lang verstecken.“

Hüpfel lächelte seinen Freund mit großen Dachsaugen an. „Außerdem werde ich allen erklären, dass ich ab sofort kein Fleisch mehr

essen werden, vor allem keine Hasen und Dachse. Man weiß ja nie, wen man da genau frisst“, fügte Emil entschlossen hinzu. Zuversichtlich lief Emil auf sanften Pfoten zurück zu seinem Rudel, während sein Freund, der Dachs, zurück zu seinem Hasenbau hoppelte.

Aber ihr Mut und ihre Zuversicht wurden enttäuscht, weil die anderen Wölfe nicht mit einer Katze und die anderen Hasen nicht mit einem Dachs zusammenleben wollten. Dazu fehlte ihnen einfach der Mut.

Emil und Hüpfen konnten aber nicht anders sein, weil sie eben die sein mussten, die sie wirklich waren. Sie verließen ihre Artgenossen und zogen zusammen in Freiheit durch den Wald. Zunächst waren sie nur zu zweit unterwegs, aber schon nach ein paar Tagen und Nächten hatten sie viele andere Freunde gefunden. Da war zum Beispiel eine Maus, die ein Elefant sein wollte, ein Pferd, das ein Hahn sein wollte und ein Reh, das eine Kuh sein wollte. Immer wenn sie jemanden gefunden hatten, der anders war, nahmen sie ihn in ihre Gruppe „Wilde Freiheit“ auf, in der jeder so sein durfte, wie er wollte. Es kamen immer mehr großartige Tiere dazu, sodass sich bald keines der Tiere mehr vorstellen konnte, diese Freiheit, wie man sie nur mit wahren Freunden erlebt, jemals wieder aufzugeben.

Max Wegmann, 11 Jahre

Meine Unfreiheit

Als Kind kann ich so manche Sachen,
nicht so wie ich gerne will sie machen.
Seit ich als Knirps schon laufen kann,
höre ich mir lauter Regeln an.

Nein! Sagt die Mutter,
nimm dir nicht so viel vom Butter!
So viel Fett ist nicht gesund.
nimm vom Gemüse was in den Mund.

Papa sagt, „Mach den Fernseh‘ aus
und geh lieber noch mal raus.“
Denn frische Luft und Sonnenschein
ist gut für jedes Kinderlein.

Die Oma ruft: „Die Hose ist hin!
Da sind ja lauter Löcher drin.
Jetzt zieh dir schnell was hübsches an,
dass ich ein Foto knipsen kann.“

Der Lehrer stellt viele Regeln auf,
schlimmer noch als bei mir Zuhause.
Spielen und quatschen sind verboten
und immerzu gibt's auch noch Noten.

Mach's Licht und Handy jetzt mal aus,
deine Eltern kommen bald nach Haus.
Doch selber hängt mein Babysitter
den ganzen Abend schon auf Twitter.

Nach Freiheit fühlt sich das nicht an
und wäre ich ein freier Mann,
würd ich nur tun was ich gern mag,
den ganzen lieben langen Tag.

*Prämierte Textbeiträge
aus der Kategorie 13 –18 Jahre*

Yoela Aithnard, 21 Jahre

Frei sein – Ein Gedicht

Freiheit. Sein.

Zwei Worte, die sich hier neu finden, und
doch – es scheint – dasselbe meinen.

Freiheit. Sein.

Mut zum Leben, Mut zum Sein,
ermöglicht Freiheit uns allein.

Freiheit fängt im Herzen an,
so würd' ich es beschreiben.

Und doch, wie bei 'nem guten Fang, lässt
sie auch schwer sich greifen.

Sie lässt die Seele lauter werden,
als wenn es mich ergreift.

Selbst nachts sucht sie mich leise heim,
als Sehnsucht, die mich treibt.

Sie ist nicht greifbar, dennoch stark:

Sie treibt und treibt mich um.

Doch will ich sie in Worte fassen,
bleib ich, scheint es, stumm.

Frei sein ist die Melodie,
nach der ich mich so sehne;
drum bleib ich still, lass sie herein
und schmiede ferne Pläne.

Ich wollt, ich könnt dir besser sagen, was
es bedeutet, frei zu sein.

Doch lässt sich nicht in Worte fassen,
denn das weiß nur das Herz allein.

Pauline Bodensteiner, 19 Jahre

Sei wie der Baum

Alle sagen immer, am Ende wird alles gut. Aber am Ende wird es nicht gut. Alle sagen immer, bald ist es vorbei. Aber es geht nicht vorbei. Alle sagen immer, man darf die Hoffnung nicht aufgeben. Aber was ist, wenn einen der Mut verlässt?

Marie sah aus dem Fenster. Ihr gerade aufgebrühter Tee dampfte auf einem der sieben quadratischen Holztische im Raum. Jede Etage hatte so einen Raum und in jedem dieser Räume standen genau acht solcher Tische. Nur hier in diesem Raum gab es sieben Tische. Salbei. Ein wohliger Duft nahm den Raum ein. Draußen war es nass und stürmisch. Das flau Deckenlicht erreichte nicht alle Winkel des Raumes. Sie war alleine. Immer mehr Regentropfen kullerten an den Fensterscheiben entlang nach unten in die Tiefe.

Als Marie klein war, beobachtete sie stets den Tropfen, der in der langsamsten Geschwindigkeit das Glas hinunterrutschte. Dieser Tropfen, das dachte Marie immer, wolle nicht nach unten zu den anderen. Dieser Tropfen versuchte, solange als möglich oben zu bleiben und über die Häuser zu blicken. Von dort oben konnte Marie die Berge sehen. Vereinzelt zeigten sich Vögel auf den Dächern der Häuser, die ihr regengetränktes Federkleid schüttelten und an den Regenrinnen entlangspazierten. Wie schön es doch sein musste, ein Vogel zu sein, immer überall hinfliegen und jedem Gegner einfach entkommen zu können. In den Lüften gab es keine Grenzen mehr. Keine Mauern stellten sich in den Weg, kein Berg war zu hoch, sodass man ihn nicht erklimmen konnte.

Frei wie ein Vogel, so wollte Marie sein. Sie griff nach ihrer Tasse, die auf einem der sieben Holztische stand und trank den ersten, dann den zweiten Schluck. Die Wärme des Salbei-Tees breitete sich in ihr aus.

Manchmal, nur manchmal schloss sie vor dem Fenster die Augen und träumte davon, ein Vogel zu sein. Sie träumte davon, weit weg zu fliegen.

Nach Amerika oder in die Arktis. Sie würde andere Vögel kennenlernen, in Afrika auf Nashornrücken sitzen und in Indien das Fest der Farben erleben.

Im Winter, wenn es kalt wurde, würde sie in den Süden fliegen und am Strand die Sonne genießen. Vielleicht würde sie einem Kind auch die Eiscreme klauen, wer wusste das schon. In Paris würde sie bis hoch zur Spitze des Eiffelturmes flattern, um über die Stadt der Liebe zu staunen. In Kolumbien säße sie auf der Schulter eines Salsa-Tänzers, in Kanada auf dem Geweih eines Rentieres.

Marie wärmte mit der weißen Porzellantasse ihre Hände, die immer ganz kalt waren. Sie konnte nichts dagegen tun. Auch mit Handschuhen hätten sich ihre Finger nicht aufgewärmt. Eine Amsel flatterte vom Dach des gegenüberliegenden Gebäudes zu ihr hinüber. Es sah aus, als wolle sie Marie winken. Kurz verweilte sie vor dem Fenster, dann war das dunkelbraune Tier verschwunden.

„Das macht sie seit vier Jahren.“ Eine raue, schwere Männerstimme ertönte hinter Maries Rücken. Sie fuhr herum. Ein alter Mann stand leicht gebückt in dem Raum mit den sieben Tischen und verschränkte die Arme vor seinem karierten Hemd. Marie hatte ihn noch nie zuvor gesehen. Er sah nett aus. Er lächelte und große Falten zogen sich über sein Gesicht. Er hatte in seinem Leben viel gelacht, dachte Marie.

„Sie?“ fragte Marie. Der Mann trat mit kleinen Schritten zu ihr. Dabei zitterte seine rechte Hand, die er auf seinen linken Ellenbogen gelegt hatte.

„Die Amsel. Ich habe sie vor vier Jahren das erste Mal gesehen.“ Er blickte aus dem Fenster in den verregneten, grauen Tag. Der Mann setzte sich auf einen der Holzstühle, dicht neben Marie, die ihren eigenen rollenden Stuhl immer dabei hatte.

„Sie sind seit vier Jahren hier?“, fragte Marie leise. Er schüttelte den Kopf und schmunzelte.

„Immer mal wieder. Ein Wehwehchen hier, eines da. Mit dem Alter kommen die Krankheiten, mein Kind.“

Er legte eine seiner schweren, alten Hände auf den Tisch. Schön wär´s, dachte Marie. Sie war noch jung. Aber krank war sie trotzdem.

„Siehst du den Baum da?“, fragte der Mann und deutete auf einen schmalen Stamm. Marie folgte seinem Fingerzeig.

„Was ist mit ihm?“, wollte sie wissen.

„Siehst du, wie sich die Rinde von ihm löst?“ Marie nickte. „Er steht erst seit letztem Jahr da. Sie haben ihn dort eingepflanzt, als sie den Gehsteig unten bei der Notaufnahme neu gepflastert haben.“

Marie grübelte. Was wollte er ihr sagen? Sie musste damals einen großen Umweg machen, um in die Klinik zu kommen. Der ganze Eingangsbereich war während der Bauarbeiten gesperrt. Der Baum war ihr noch nie zuvor aufgefallen. Fragend sah sie den in Rätseln sprechenden Herren an.

„Der Baum ist krank.“, sagte er trocken. Sie suchte in seinem Gesicht nach einer Regung, doch sie fand keine. Nur das Funkeln seiner trüben Augen verriet ihr, dass er noch nicht am Ende seiner Geschichte war. Sie beobachtete wieder den Baum.

„Nun, ich gehe dann mal wieder auf mein Zimmer. Sonst sucht mich noch eine Schwester.“ Der Mann stand auf und verließ den Raum. Marie sah ihm nach, den Gang entlang, an dessen Ende er in die unendlichen Weiten des Krankenhaustraktes abbog. Ihre Tasse war halb leer und der Tee war kalt geworden.

Auch am nächsten Tag blickte sie wieder aus dem Fenster. Sie beobachtete den Baum, der ihr seit ihrer Begegnung mit dem alten Mann nicht mehr aus dem Kopf gegangen war. An einigen Stellen war seine Rinde abgefallen.

Es wurde Wochenende und auch danach wollte er ihr nicht aus dem Kopf gehen. Marie saß an einem der sieben quadratischen Holztische und sah aus dem Fenster, die Teetasse in ihren Händen haltend. Sie sog den Duft von Salbei ein und schloss die Augen.

Sie sah den Baum, der immer größer wurde und auf dem hunderte Vögel saßen und ein Lied sangen.

„Du bist aber oft hier.“ Sie vernahm eine vertraute Stimme, konnte diese aber nicht sofort zuordnen. Erst als sie blinzelte und in die Richtung, aus der die Stimme erklang, schaute, wusste sie, von wem sie war.

Der alte Mann, den sie vor einer Woche zum ersten Mal getroffen hatte, stand wieder vor ihr. Er wischte sich mit einem Brillenputztuch seine Brille ab, die Marie bei ihrer ersten Begegnung gar nicht bemerkt hatte. Hatte er sie da schon getragen? Marie konnte sich nicht zurückhalten und fragte: „Letzte Woche. Da haben Sie mir den Baum gezeigt. Was ist mit ihm?“

Der Mann musterte sie. Marie hielt ihre Tasse fest im Griff.

„Er ist krank, das sagte ich doch?“, kam zurück.

„Ja und? Viele Bäume sind krank. Was ist so besonders daran?“ Marie wurde lauter. Der Alte grinste und kratzte sich am Kinn. Er trat näher zum Fenster. In seinen Brillengläsern spiegelten sich die Kronen der höchsten Bäume, die, so schien es, den Himmel berührten.

„Hast du schon einmal einen Baum gesehen, der einfach so umfällt?“, raunte er ihr zu. Marie schüttelte den Kopf. Der Alte nickte zufrieden.

„Siehst du? Der Baum wächst weiter, obwohl ihn eine Krankheit plagt. Er ist schwach und sieht nicht so schön aus wie die anderen, aber er kämpft sich Stück für Stück nach oben.“ Marie verstand nicht. Was wollte der Mann von ihr?

„Aber, was soll das bedeuten?“ Sie sah ihn verzweifelt an. Er antwortete nicht, trottete zurück zur Tür und stand fast wieder auf dem kahlen, weißen Krankenhausflur, als er sich noch einmal umdrehte. Er zog eine Augenbraue nach oben.

„Der Baum ist frei, weil er seinem Herzen folgt. Sei wie der Baum.“
Damit verschwand er. Marie hörte noch das Geräusch seiner Schlap-
pen, die sich mit kleinen Schritten immer weiter von dem Raum mit
den sieben Tischen entfernten.

„Sei wie der Baum.“, wiederholte Marie leise die Worte des Alten. Wie
von einem plötzlichen Windsturm hochgewirbelt, stellte sie die halb
volle Tasse neben der kleinen Küchenzeile ab. Voller Energie schob sie
mit ihren Armen den Rollstuhl an, mit dem sie den Raum mit den sie-
ben Tischen verließ und den langen, weißen Gang hinunterjagte. Im
Hintergrund glaubte sie, das Zwitschern der Amsel zu hören.

Helena Braun, 17 Jahre

Der Sprung in die Freiheit?

Was ist Freiheit? Wann ist man frei? Manchmal sind diese Fragen nur schwer zu beantworten. Eigentlich ist man meiner Meinung nach frei, wenn man tun und lassen kann, was man möchte, wenn man gehen kann, wohin man möchte. Alle diejenigen, die zum Beispiel die Grenze der DDR Richtung Westen



überquerten und flohen, waren frei von dem Regime, dem sie entkamen. Doch stimmt das wirklich? Eine berühmte Flucht aus der DDR scheint uns ein anderes Bild zu vermitteln, auch wenn das Foto „Sprung in die Freiheit“ von Peter Leibing als Sinnbild für Freiheit steht und als solches um die Welt ging: Der Soldat, der über den Stacheldraht von Ostberlin in die Freiheit springt. Wie hat er sich wohl gefühlt?

Ich stand vor dem Stacheldraht und bewachte am 15. August 1961 die Kreuzung Ruppiner Straße und Bernauer Straße. Ich blickte fest auf die deutsche Grenze. Es war beängstigend, wenn man sich vorstellte, dass diese bald eine große, unüberwindbare Mauer sein sollte. Ich wollte nicht mein Leben lang hinter dieser grauen Wand stehen. Ich war der Einzige, der diese Barriere mit seinem Maschinengewehr „schützte“ und dieser Zaun war niedrig genug, um auf die andere Seite zu kommen. Doch leider wusste ich, dass diese Entscheidung endgültig war: Sollte ich mich entschließen in den Westen zu fliehen, würde ich meine Familie und meine Freunde nie wieder sehen. Ich kannte

dort niemanden. Ich lief wieder auf und ab, genau zehn Schritte in die eine, dann zehn in die andere Richtung und versuchte mich auf meine Pflicht zu konzentrieren. Doch immer, wenn mein Blick auf den Stacheldrahtzaun fiel, sah ich die hohe Mauer vor mir und kam mir beengt vor. Ich konnte nicht mein Leben lang hinter ihr stehen. Ich drehte mich um. Niemand der mich an einer Flucht hindern konnte, war zu sehen. Jetzt oder nie. Doch ich nahm keinen Anlauf. Ich drückte den Draht etwas nach unten. Er wäre wirklich leicht zu überwinden, wenn ich nur den Mut finden würde es zu tun.

Langsam, aber sicher musste ich eine Entscheidung treffen. Mit jedem Moment, den ich weiter zögerte, wurde eine Flucht gefährlicher. Im Westen hatte man meine Absicht schon erkannt. Ein Polizeiauto mit geöffneter Tür, in welches ich sofort fliehen könnte und mehrere Fotografen standen auf der anderen Seite bereit. Es konnte nicht lange dauern, bis auch hier meine Fluchtgedanken von jemandem bemerkt wurden. Aber wieso sollte ich fliehen? Meine Freunde waren doch alle hier. Und meine Familie durfte ich doch nicht einfach so im Stich lassen. Dennoch, ich konnte auch nicht mein Leben lang hinter einer Mauer stehen, ich musste fliehen. Ich nahm Anlauf, setzte zum Sprung an... und verfiel wieder in mein ursprüngliches Gehen, zehn Schritte hin, zehn Schritte her. Nach einer Weile blieb ich wieder stehen und starrte den Zaun an. Wieso hatte ich nur eine solche Angst davor, ihn zu überqueren. Ich wäre frei auf der anderen Seite. Ich sah mich wieder um. Immer noch war niemand in Sicht. Wieder lief ich auf und ab.

Nein! Ich wollte nicht mein Leben lang hinter einer Mauer, welche Kinder von ihren Eltern trennte und Freunde davon abhielt sich zu sehen, Wache halten, zehn Schritte in die eine und zehn Schritte in die andere Richtung laufen und ganz sicher wollte ich nicht Menschen von der Flucht abhalten, über die ich selbst nachdachte. Also sah ich mich zum letzten Mal um, ging auf den Stacheldraht zu und holte tief Luft. Ich nahm Anlauf und hechtete, mein Maschinengewehr abwerfend, mit klopfendem Herzen über den Stacheldraht hinweg. Ich, Conrad Schumann (19 Jahre alt), war frei.

Zumindest war er aus der DDR entkommen. Er baute sich im Westen ein neues, freies Leben auf, heiratete seine Frau Kunigunde und hatte einen Sohn. Er wurde Zeit seines Lebens als Held gefeiert. Als ich sein Bild das erste Mal in Berlin auf einer Führung sah, dachte ich mir, dass er wohl wirklich eine Art „Held der Freiheit“ sein musste. Doch seine alten Freunde und seine Familie, die in der DDR geblieben waren, sah er nie wieder. Er traute sich auch nicht, nach dem Mauerfall in seine alte Heimat zurückzukehren. Am 20. Juni 1998 nahm er sich schließlich das Leben. In dem Moment, als ich dies in der Führung hörte, wurde mir bewusst, dass es wohl gar nicht so einfach ist, Freiheit zu definieren. Ich weiß nicht, welche Beweggründe Conrad Schumann für seinen Selbstmord hatte. Dennoch gibt es Raum für Spekulationen, dass die Mauer, die ihn bis zu seinem Tod von seiner Heimat, seiner Familie trennte, später zwar nicht mehr auf einer Karte zu sehen war, vermutlich dennoch in seinem Kopf existierte und ihm deshalb seine Freiheit nahm.

Ella Dobrindt, 14 Jahre

Federleicht und tonnenschwer

Es ist kühl. Der Wind, der weht, schiebt mich die Straße entlang, als würde er mich wie ein Motor antreiben, während der Asphalt meine Füße magnetisch anzieht. Ich kann nicht aufhören, zu laufen. Der Weg scheint mit dem Himmel zu verwischen und es fühlt sich an, als würde er nie enden. Er trennt das Feld in zwei Seiten, beide sehen aus wie perfekte Kopien, als hätte sie jemand eins zu eins abgemalt. Ich schaue mich um, nur um in das weite Nichts zu sehen. Da war kein Baum, der mir die Sicht versperrt, kein Tier und schon gar kein Mensch. Wann war ich zuletzt so allein wie heute? Wann war ich allein mit meinen Gedanken? Ich erwische mich dabei, zu grinsen. Diese Freiheit bin ich nicht gewohnt. Ich spüre die Stille und höre nur meine Schuhe, die im Sekundentakt auf dem glatten Asphalt aufkommen. Da ist nichts, was mich zum Zweifeln bringen könnte, diesen Weg nicht zu verlassen. Niemand, der mir ins Gewissen reden kann und keiner, der mich entmutigt.

Fast. Vor mir spaltet sich die Straße entzwei. Links und rechts. In der Mitte stand die von Wolken bedeckte Sonne, als würde sie auf meinen Entschluss warten. Wie entscheide ich mich? Welchen Weg gehe ich? Meine starke Seite ist rechts. Ich habe in meinem linken Arm schon immer weniger Kraft gehabt. Ich schlafe auch immer rechts ein, aber links ist dennoch schon immer meine Lieblingsseite. Mir fällt ein, dass mein linkes Bein flexibler als das rechte ist und sofort vergesse ich meine Pro-Contra-Liste und beginne sie neu. Warum ist es sonst so leicht sich zu entscheiden, aber heute so schwer?

Verzweifelt stehe ich an der Weggabelung und überlege mir Argumente für jede Seite. Mein Kopf will nach links. Mein Bauch nach rechts. Ich sortiere jeden Gedanken, denke über alles nach und am Ende weiß ich es immer noch nicht. Das war der Moment, in dem ich über mich

zu lachen anfangen. Ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben eine freie Sicht. Ich kann tun, was ich will, weil mich kein einziger Gedanke des Zweifels quälen sollte. Und jetzt stehe ich hier und verzweifle, weil ich die Freiheit habe, über etwas zu entscheiden. Seit wann ist Freiheit etwas, was mich zum Zweifeln bringt? Warum stehe ich in diesem weiten Feld, bin allein und frei und fühle mich doch so eingeeengt? Warum quält mich die freie Entscheidung so sehr? Die einzige, die mir Steine in den Weg legt, bin ich. Ich selbst mache es mir schwer. Ich erkenne in jenem Moment, wozu Freiheit führen kann. Ich erkenne die Hilflosigkeit und die Entmutigung, die ich spüre, weil ich mich nicht entscheiden kann. Ich dachte, Freiheit ist das Symbol für Glück. Die Verkörperung von Willenskraft und freiem Denken. Sie ist genauso ein Zeichen für Mut. Und Verantwortung. Für Leichtigkeit und Schwere.

In welche Richtung gehe ich also? In meine starke oder meine flexible? In die kreative oder die rationale? In die leichte oder die schwere?

Christina Düll, 24 Jahre

Manchmal

Manchmal kann ich kindisch sein, als wäre ich wieder 3.
Dann renn ich durch den Sommerregen und lache nebenbei.
Manchmal bin ich aufgedreht und wenn ich mich freu, dann aber so richtig.
Dann lauf ich auch im Hoppsa-Lauf und nichts anderes ist wichtig.

Manchmal möchte ich rein gar nichts tun, nur daliegen und einfach sein.
Dann fängt mein Kopf zu rattern an und die Gedanken, die sind mein.
Manchmal hab ich so viel Leben in mir und so viel zu erzählen,
als wäre ich 80 Jahre alt und möcht was weitergeben.

Und manchmal föhl ich viel zu viel: Wut, Ärger und Enttäuschung.
Und gleichzeitig ist da noch viel mehr: Glück, Freude und auch Hoffnung.
Manchmal föhl ich mich klitzeklein, als wäre ich noch viel zu jung.
Und dann föhl ich mich wieder riesengroß, als wäre ich endlich in Schwung.

Dann wünschte ich, ich könnte frei sein! Frei sein, von Erwartungen und all den Rollenbildern. Ich könnte tun was mir gerade gefällt und in jedem Moment nur leben.
Ich wünschte mir, es wär so leicht, sich weniger Sorgen zu machen
Im hier und jetzt wir selber zu sein und neues zu entfachen.

Auf dass wir uns weniger Gedanken machen, was andere von uns halten. Und einfach nur wir selber sind – und einfach drüber lachen!

Olivia Stahlenburg, 52 Jahre

Ana und Aljoscha

Aljoscha fixierte die Uhr im Klassenzimmer. Gleich würde die Klingel ertönen und die letzte Unterrichtsstunde endete. Frau Wegener, die Religionslehrerin, erläuterte gerade den Freiheitsbegriff in der Theologie. „Nur wer frei ist, kann zwischen Gut und Böse wählen. Ethisches Handeln ist nur möglich, wenn der Mensch frei in seinem Urteil und seiner Entscheidung ist. Darum hat uns Gott diese Freiheit geschenkt“, sagte sie.

„Glauben Sie tatsächlich, dass der Mensch vollkommen frei ist?“, meldete sich Aljoscha zu Wort.

„Nun, wäre er nicht frei, trüge er ja keine Verantwortung. Doch deine Frage lässt mich vermuten, dass du nicht an die Freiheit des Einzelnen glaubst.“

„Da haben Sie recht!“

In diesem Augenblick schellte es. Die Schüler und Schülerinnen der zehnten Klasse rückten geräuschvoll mit den Stühlen und hasteten aus der Klasse. Frau Wegener sah Aljoscha prüfend an. Der schlanke Junge mit den schulterlangen Haaren stand auf und zog sich gemächlich seine Jeansjacke an, auf die er mit Edding das Peace-Zeichen und darunter den Slogan der 60er-Jahre „Make love, not war“ gekritzelt hatte. Aus den Augenwinkeln beobachtete er Ana in ihrem kurzen, orange-farbenen Kleid, das perfekt zu ihrer sonnengebräunten Haut passte. Beim Verlassen des Klassenraums fragte er sie:

„Treffen wir beide uns heute Nachmittag wieder zum Nachhilfeunterricht?“

„Ja“, lächelte Ana. Scheu sah sie sich um. Niemand durfte wissen, dass Aljoscha und sie seit einem Monat ein Paar waren. Nicht die Mitschüler, nicht die Lehrer... Niemand!

Die beiden hatten sich längst eine Notlüge zurechtgelegt. Ana erzählte ihrer ukrainischen Mutter zu Hause, dass Joscha ein Deutscher wäre, der ihr in Mathematik und Deutsch unter die Arme griff. Aljoscha sagte seinem russischen Vater, dass Anna eine Deutsche wäre, die ihm in Englisch Nachhilfe erteilte. Dass Anna in Wirklichkeit Ana und darüber hinaus Joscha in Wirklichkeit Aljoscha war, das ahnten ihre Eltern nicht. Dabei lebten die beiden verfeindeten Familien in derselben Straße nur ein paar Häuserblocks voneinander entfernt.

In ihrem Wohnviertel taten Ana und Aljoscha so, als interessierten sie sich nicht füreinander und würdigten sich dort keines Blickes. Doch in Wahrheit trafen sich die beiden Teenager meist an einem weiter entfernten See. Schulbücher hatten sie nur selten dabei. Vielmehr genossen sie die warmen Frühlingstage, indem sie sich im Gebüsch versteckten, dort im Gras lagen, sich umarmten und küssten.

Doch so himmlisch und vertraut ihre Treffen auch waren, immer hatten sie Angst vor Entdeckung. Anas Mutter durfte auf keinen Fall erfahren, dass ihre Tochter den Sohn eines russischen Zuwanderers und einer deutschen Mutter liebte. Anas Vater kämpfte schließlich im Krieg und ihre Mutter verabscheute die Russen darum aus tiefstem Herzen. Aljoscha konnte ihren Hass durchaus verstehen, doch anders als sein Vater war er ja gar kein Anhänger Putins, im Gegenteil! Sein Vater betrauerte noch immer den Zusammenbruch der Sowjetunion, doch Aljoscha war hier geboren. Was verband ihn mit Putins Russland? Nicht allzu viel! Zwar lebten noch Onkel und Tante in St. Petersburg. Diese goldene Stadt an der Ostsee mit ihren zahlreichen Kanälen und Flussarmen hatte Aljoscha als Kind ein paarmal besucht und diese Reisen zusammen mit seinen Eltern durchaus genossen. Doch spätestens seit dem russischen Angriff auf die Ukraine war ihm der russische Staat endgültig fremd geworden.

Mit seinem Vater konnte er keine politischen Diskussionen führen. Es war sinnlos. Wenn er mit seinem Vater über Russland und die Ukraine stritt, redete sein Vater bloß davon, dass die Deutschen Russland

schon im zweiten Weltkrieg bekämpften und nun wieder gegen Russland agierten. Er behauptete darüber hinaus, die meisten Menschen in der Ukraine wollten in Wahrheit nach Russland zurückkehren. Jedes Mal, wenn Aljoscha mit seinem Vater deswegen aneinander geriet, regte dieser sich so fürchterlich auf, dass Aljoscha am Ende wortlos den Raum verließ.

Ana hingegen sprach mit ihrer Mutter nie über die gegenwärtige Politik. Der Schmerz darüber, dass ihr Vater sein Leben in diesem schrecklichen Krieg riskieren musste, saß viel zu tief. Doch dafür konnte Aljoscha schließlich nichts. Hier in Deutschland lebten sie in Freiheit. Warum durften sie sich nicht einmal hier die Hände reichen? Ana verstand nicht, warum es für so viele Menschen schier unmöglich schien, ihre Feindbilder loszulassen und eine Brücke zu schlagen. Warum konnte ihre Familie nicht Aljoscha sehen? Warum sahen sie in ihm nur den Russen?

Am Nachmittag trafen sich Aljoscha und Ana mit ihren Rädern am See. Vorsichtig schauten sie sich um, ob keiner sie erkannte. Insbesondere Aljoscha war es leid, sich ständig verstecken zu müssen. Im Grunde tat er dies nur Ana zuliebe. Er selbst hatte es jedenfalls satt, seine Gefühle vor all den Menschen verbergen zu müssen.

Aljoscha legte locker die Arme um Anas Hals, dann drückte er sie an sich. Doch etwas stimmte nicht. Ana wirkte heute abwesend und irgendwie nachdenklich.

„Was ist los?“, fragte er sie.

„Mich beschäftigt, was du heute im Unterricht gefragt hast. Du glaubst also nicht daran, dass der Mensch frei geschaffen wurde?“

Ana war enttäuscht. Sie war als gläubige Christin der festen Überzeugung, dass Gott den Menschen eine Wahl gelassen hatte.

„Nein, ich glaube weder daran, dass wir geschaffen wurden noch daran, dass wir wahrhaft frei sind! Sieh uns doch nur an, Ana! Sind wir beide frei? Bekennen wir uns zueinander?“

„Aber wir tun doch, was wir wollen. Ich möchte bloß nicht die Gefühle meiner Familie verletzen.“

„Du verletzt aber mich durch diese Heimlichkeiten. Merkst du das nicht? Du willst deiner Familie nicht gestehen, dass du mit einem vermeintlich bösen Russen zusammen bist.“

Ana erschrak. Aljoscha hatte nie zuvor so zu ihr gesprochen. Sie spürte die Bitterkeit in seinen Worten.

„Ich will meine Mutter nicht noch mehr aufregen. Das musst du doch verstehen. Sie leidet furchtbar darunter, dass mein Vater in diesem schrecklichen Krieg kämpfen muss. Ihr lebt hier in Deutschland in Sicherheit, aber für mich und meine Familie ist dieser Krieg jeden Tag unmittelbar gegenwärtig.“

„Ich verstehe dich ja! Du hast mich jedoch nach meiner Ansicht gefragt. Ich denke nicht, dass die Menschen tatsächlich in jedem Moment selbst über ihr Leben bestimmen. Wahrscheinlich gäbe es gar keine Kriege, wenn die Menschen wirklich frei entscheiden könnten. Menschen streiten miteinander, aber für gewöhnlich bringen sie sich deshalb nicht gleich um. Doch in den von Obrigkeiten entfesselten Kriegen töten sie einander. Monarchen und ranghohe Politiker, die ihre Schlachten selber schlagen, das wäre doch mal interessant! Für die einfachen Soldaten ist es allerdings nicht so leicht, dem Krieg einfach fernzubleiben. Kriegsdienstverweigerern und Deserteuren drohen in ihren Ländern neben der Ächtung auch hohe Strafen.“

„Daran kannst du erkennen, was für ein undemokratisches und reaktionäres Regime Russland ist!“

„Es geht nicht nur um Russland. Kriege finden doch dauernd statt. Glaubst du darüber hinaus, in der Ukraine wäre das grundsätzlich anders? Kriegsdienstverweigerung ist auch dort eine Straftat.“

„Das kann man ja wohl nicht vergleichen. Wir müssen uns schließlich wehren. Bei euch sagt man: Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt!“, stellte Ana fest. Sie trat einen Schritt zurück und schüttelte empört den Kopf.

„Aljoscha, falls du gerade dafür plädiert, dass wir die Waffen ruhen lassen sollten, dann bist du in meinen Augen ein Feigling! Oder du bist naiv, wahrscheinlich aber beides!“

„Ich bin feige? Und was bist du? Wer fürchtet sich denn vor der Reaktion seiner eigenen Familie?“ Ana schnappte sich wütend ihr Rad.

„Ana, jetzt bleib doch! Schau nur, jetzt streiten sogar wir beide wegen diesem grässlichen Krieg.“ Aber Ana beachtete ihn nicht weiter. Sie trat kräftig in die Pedale und radelte eilig davon. Auf ihrer Fahrt nach Hause liefen ihr unaufhörlich die Tränen über das Gesicht.

Drei Tage vergingen. Drei Tage wich Ana Aljoscha aus. Weil er sie nicht ansprechen durfte, steckte er ihr heimlich einen Brief zu. Ana aber zeigte sich unversöhnlich.

Als Ana am dritten Tage gerade auf dem Weg nach Hause war, holte ihre Freundin Celina sie ein. Atemlos rief sie:

„Ana, bleib stehen! Aljoscha verprügelt auf dem Schulhof deinen Bruder Viktor.“

„Aljoscha? Das ist doch nicht möglich!“

Aljoscha war schließlich der sanftmütigste Junge, den sie kannte.

„Viktor hat ihn provoziert. Mehr weiß ich nicht.“

Ana folgte Celina rasch nach. Als sie auf dem Schulhof ankamen, stand Viktor mit seiner zerbrochenen Brille vor Aljoscha. Er sah elend aus. Seine Hose war ganz schmutzig und Blut quoll aus seinem Mund und seiner Nase. Ana eilte zu ihm hin.

„Öffne deinen Mund, Viktor“, sagte sie und strengte sich an, nicht hysterisch zu klingen. Als sie sah, dass kein Zahn locker war oder fehlte, sondern lediglich seine Lippe stark blutete, war sie erleichtert.

„Was hast du dir nur dabei gedacht“, schimpfte sie mit Aljoscha. Der winkte ab.

„Ach, lass mich in Ruhe! Du glaubst doch ohnehin deinem Bruder.“ Ana sah ein, dass sie voreilig Partei ergriffen hatte. Sie riss sich zusammen und fragte Aljoscha:

„Was ist passiert?“

„Ich denke, dein Bruder kann mich nicht leiden, weil mein Vater Russe ist. Er provoziert mich beinahe jeden Tag. Ich habe mir geschworen, ihn einfach nicht zu beachten. Ich habe mich dazu gezwungen, ihn mit Nichtachtung zu strafen, selbst wenn andere ihm noch beipflichteten. Aber heute waren seine Sprüche so herbe, dass ich kurzfristig die Beherrschung verlor.“

„Und du redest über den Pazifismus? Dabei flippst du schon wegen eines dummen Wortgefechts aus. Ich hätte wirklich mehr von dir erwartet.“

Aljoscha dämpfte seine Stimme.

„Okay, Ana, ich werde mich bei deinem Bruder entschuldigen. Ich werde mich sogar bei deiner Mutter entschuldigen und die Brille ersetzen. Aber anschließend werde ich ihr sagen, dass wir zusammengehören. Wenn du das nicht willst, ist es besser, wir gehen von nun an getrennte Wege, so wie es ohnehin alle Welt glauben soll. Was willst du? Was willst du wirklich?“

Ana stockte der Atem. Nervös stand sie vor ihrem Freund und spürte ihr Herz in der Brust laut pochen. Aljoscha wartete einen Moment, dann drehte er sich wortlos um und ging, geradeso wie er sonst nach einem Streit ohne große Worte seinem Vater den Rücken kehrte. Celina stellte sich jetzt neben Ana und fragte ihre Freundin verwundert:

„Sag mal, kennst du den näher?“

Ana hatte ihre Sprache noch immer nicht wiedergefunden. Voller Eifer fuhr Celina fort:

„Denn wenn du ihn kennst, könntest du mich ihm ja mal vorstellen. Ich finde Aljoscha nämlich schon seit einer ganzen Weile toll und traue mich einfach nicht, ihn anzusprechen.“

Auf einmal rannte Ana ihm nach.

„Warte doch!“, rief sie.

„Was willst du?“, fragte er ruppig.

Ana überlegte, ob sie Aljoscha Unrecht getan hatte, indem sie ihn einen Feigling genannt und ihm die kalte Schulter gezeigt hatte. Sie beide mochten nicht immer ganz einer Meinung sein, aber Ana liebte ihn

trotzdem. Sie blickten sich einige Sekunden lang in die Augen, dann fiel Ana ihm um den Hals und sie küssten sich. Die Umstehenden guckten sich erstaunt an, denn niemand hatte bislang bemerkt, dass Ana und Aljoscha sich überhaupt füreinander interessierten. Einen Moment waren sie baff, dann beschäftigte es sie nicht länger und sie gingen achselzuckend weiter. Den wenigsten war überhaupt bewusst, dass ausgerechnet eine Ukrainerin sowie ein Deutscher mit russischen Wurzeln sich dort in den Armen lagen und was dies für die beiden bedeutete. Nur Hülya, eine junge Türkin und Rohat, ein Kurde, sahen sich an und ahnten, was sich zwischen den beiden ereignet hatte.

Luzia Funk, 13 Jahre

Runaways

„Guten Morgen, Kayla. Es ist 6:30 Uhr, dein Tagesplan beginnt.“ Kayla schlägt ihre Augen auf und bestätigt auf ihrem Organisator, dass sie wach ist. Daraufhin wird ihr das heutige Datum angezeigt.

Es ist Mittwoch, der 22.04.2328. Darunter steht ihr nächster Schritt: Zähne putzen. Also geht sie zum Waschbecken in dem kleinen Bad. Ihr Spiegel, den sie Mirro getauft hat begrüßt sie: „Guten Morgen, bitte berühre den Sensor, sodass ich deine Vitalwerte überprüfen kann.“ Kayla folgt den weiteren Anweisungen von Mirro und geht dann zu ihrem Ankleider, einer weißen aufrechtstehenden Röhre.

Sie öffnet die Tür, tritt hinein und schließt sie wieder. Daraufhin wird sie von der Maschine eingekleidet. Kayla tritt vor den Spiegel neben dem Ankleider und betrachtet ihre heutigen Klamotten. „Ein weißes T-Shirt und eine blaue Hose. Dazu braune Alltagsschuhe. Mann... Ankleider, fällt dir nichts anderes ein?“

Die Maschine antwortet ihr mit hohler Stimme: „Das ist die vorgeschriebene Kleidung für die heutige Wetterlage.“

Kayla verdreht die Augen, sie weiß, welche Vorschriften es gibt. Ihr ganzer Tag ist von den Oberen geregelt. Sie geht zu ihrem Organisator, um sich ihren heutigen Tagesplan sagen zu lassen. Um 7:30 Uhr muss sie los zur Schule.

Um 13:00 Uhr Mittagspause. Von 13:30 bis 16:00 Uhr betreutes Lernen. Danach bis 17:00 Uhr soziale Kontakte, heute im Gruppenraum B. Heimweg zum Wohnheim.

Abendessen um 17:25 Uhr. Selbständiges Lernen ist nach dem Abendessen bis 19:30 Uhr. Danach bis 22:00 Uhr Entspannungszeit.

Kayla kennt diesen Plan, von Montag bis Samstag ist es immer derselbe, am Sonntag ist er etwas abgeändert.

Also bereitet sie sich für den Schulweg vor, frühstückt und macht sich um Punkt 7:30 Uhr auf den Weg, wie es ihr der Organisator vorgibt. In der Schule angekommen, setzt sie sich auf ihren Platz und wartet auf den Beginn des Unterrichts. Nach dem betreuten Lernen stehen nun soziale Kontakte auf ihrem Tagesplan. Heute ist sie im Raum B. Im Raum angekommen, bemerkt sie sofort ein neues Mädchen.

Neugierig geht Kayla auf sie zu: „Hi, wer bist du?“

Das Mädchen dreht sich zu ihr um. „Hi ich bin Virginia, ich bin erst seit heute hier.“ Sie reden noch eine Weile und da Virginia im gleichen Wohnheim wie Kayla lebt, verabreden die zwei sich für den Abend. Um 19:35 Uhr treffen sie sich im Zimmer von Virginia.

Nach einer Weile fragt Virginia: „Wie hältst du es eigentlich aus, von deinen Eltern getrennt zu sein?“

Kayla überlegt kurz: „Naja, alle Schüler*Innen ziehen, ab dem sie die weiterführende Schule besuchen, in ein Wohnheim. Auch davor ist man nicht viel bei seinen Eltern, sondern in der Schule und in der Betreuung. Deswegen ist es kein großer Unterschied. Ich kenne meine Eltern kaum. Nun bin ich seit 4 Jahren hier, da ich mit 10 an die weiterführende Schule gekommen bin. Warum fragst du? Das ist doch eigentlich von den Oberen so für alle festgelegt.“

Virginia zuckt mit den Schultern und zögert kurz.

„Bis jetzt habe ich mit meinen Eltern zusammen gelebt, sie waren Rebellen. Wir haben uns nicht an die Regeln und dieses bestimmte Leben gehalten. Ich frag mich, wie du es aushältst mit dem Tagesplan. Alles ist bestimmt und jeder Tag gleich. Ich weiß, die Oberen sagen, es sei besser. So gebe es keine Kriminalität mehr oder Obdachlosigkeit. Ihr lebt alle in Wohnheimen, ihr müsst euch um nichts kümmern, alles wird euch von den Oberen gegeben.“

Ja, mein bisheriges Leben war hart, wir mussten unser Essen selber anbauen, unsere Kleidung selber nähen und mussten uns selber um alles kümmern. Aber es war unser, mein Leben. Ihr lebt doch alle nach dem vorbestimmten Plan, ich habe mir jeden Tag einen eigenen Plan gemacht. Wir waren glücklich.

Doch dann haben die Wächter uns aufgespürt und ich wurde von meinen Eltern getrennt, ich weiß nicht, wo sie sind. Ich weiß noch nicht mal, ob sie noch leben. Auf einmal war ich alleine, ich war mein bisheriges Leben nie von ihnen getrennt.

Dann wurde ich in meine erste Schule gesteckt, es war schrecklich. Ich hatte keine Ahnung, wie hier alles läuft. Nach einer Woche bin ich weggelaufen. Ich wurde wieder aufgegriffen und hierher geschickt. Aber ich werde auch von hier wieder weglaufen. Ich kann in dieser Welt nicht leben. Ich brauche meine Freiheit.“ Darauf schweigen die beiden eine Weile.

Kayla bricht das Schweigen: „Irgendwie hast du schon recht. Jeder meiner Tage ist gleich. Der gleiche Ablauf wie der der anderen auch. Ich mache, was man mir sagt. Aber ich bin es so gewöhnt, ich hatte nie ein anderes Leben, von meiner Geburt an war alles bestimmt. Ich weiß gar nicht, wie es anders sein kann.“

Virginia schaut sie an: „Ich kann dich verstehen, für dich gab es nie ein anderes Leben. Aber stell dir einmal vor wie es wäre, wenn du aufstehst und machst, was du willst. Du überlegst, was du anziehst, was du frühstücken möchtest oder was du jetzt machst. Ich wurde von meinen Eltern unterrichtet. Danach habe ich mich um unsere Tiere und um unseren kleinen Hof gekümmert. Es gab immer etwas zu tun, doch ich konnte aussuchen, was ich jetzt machen möchte. Kein Tag wie der andere.“

Kayla schaut sie neugierig an: „Erzähl mir bitte mehr von diesem Leben, es klingt so spannend und faszinierend, einfach zu machen, was man will.“

Also erzählt Virginia ihr bis zur Nachtruhe viel über ihr früheres Leben. Die beiden treffen sich von dem Tag an fast jeden Tag in der Erholungszeit und werden gute Freundinnen.

An einem Abend sagt Virginia mit fester Stimme: „Ich halte es hier nicht mehr aus. Ich möchte meine Freiheit zurück. Deshalb wollte ich dich fragen, willst du mich begleiten, wollen wir gemeinsam weglaufen?“

Beim letzten Satz wird ihre Stimme leiser, verliert ihre Festigkeit. Kayla fällt auf, dass das sonst so sichere, bestimmte, selbstbewusste, sturköpfige Mädchen plötzlich verletzlich wirkt. Dass das Mädchen, welches ihre Freiheit und Unabhängigkeit so schätzt, nicht ohne sie gehen möchte. Es entsteht eine längere Pause, in der zwei Seiten in Kayla um die Vorherrschaft kämpfen. Sie möchte Virginia nicht verlieren, dennoch hat sie Angst, sie kennt nur das bestimmte Leben.

Doch am Ende gewinnt eine Seite: „Ich werde mit dir kommen Virginia, ich möchte auch in Freiheit leben. Nach diesem Entschluss der gemeinsamen Flucht und vor allem Virginias Freude und Erleichterung darüber planen die beiden gemeinsam ihre Flucht aus dem System.

„Ich weiß, dass hier ganz in der Nähe ein Fluss im Wald ist, es soll dort sehr schön sein und durch den Fluss haben wir Trinkwasser. Alles andere müssen wir anbauen. Versuche, so viel Nahrung wie möglich zu sammeln, sodass wir am Anfang etwas zu essen haben und ein paar Klamotten solltest du auch noch mitnehmen. Am besten laufen wir nächste Woche Dienstag weg, da ist die Ansprache der Oberen und dort werden so viele Menschen sein, dass niemand auf uns achtet“, meint Virginia.

Nachdem nun der Plan steht, beginnen die beiden mit ihren Vorbereitungen und am Dienstag stehen sie vorbereitet in dem Gebäude der Ansprache. Virginia öffnet die Tür zum Raum: „Also durch diese Tür werden wir auf mein Zeichen gehen, wenn uns jemand aufhält, sagen wir, dass wir aufs Klo müssen. Dann folgst du mir, ich habe heimlich eine Karte angeschaut und weiß, wohin wir müssen. Und dann schauen wir mal, wie es wird.“

Die beiden beobachten den ersten Teil der Ansprache, in dem die Oberen davon schwärmen, wie toll das System ist und was es doch alles verändert hat. Nach einer Weile gibt Virginia das Zeichen und die beiden gehen zur Tür und aus dem Gebäude hinaus. Virginia schaut sich nach eventuellen Verfolgern um.

„Nun müssen wir in den Wald. Wenn wir da sind, sind wir erst mal sicher.“

Die beiden wissen, dass sie ab diesem Punkt keine Ausreden mehr haben. Sie sollen hier nicht sein, ihr Tagesplan sagt: Sie müssten nun bei der Ansprache sein. Zum Glück gilt das für alle Bewohner der Stadt und die zwei erreichen sicher die Lichtung im Wald, welche Virginia ausgesucht hat.

„Wir haben es geschafft Kayla, wir sind frei, hier werden sie uns niemals finden.“ Die beiden fallen einander in die Arme und umarmen sich. Den restlichen Tag bauen die beiden ihr Nachtlager auf und erkunden die Gegend.

So verlaufen auch die folgenden Tage. Virginia blüht förmlich auf, sie ist zurück in ihrem Leben, dem einzig möglichen Leben für sie, während Kayla zuerst ihre Probleme hat.

Sie hatte ihr ganzes bisheriges Leben den vorgegebenen Tagesplan und lernt erst von Virginia, was dieses Leben wirklich bedeutet und wie es funktioniert, selber denken und handeln zu müssen, ohne den festgelegten Tagesplan der Oberen. Dennoch bereut sie ihre Entscheidung kein einziges Mal und lernt viel über das Leben in der Natur.

Eines Abends, ein paar Wochen nach ihrer Flucht, sitzen die beiden auf einem großen Stein neben dem Fluss.

„Danke Virginia, du hast mir gezeigt, was es bedeutet, frei zu sein. Die Freiheit zu haben zu machen, was man will. Du hast mir die Möglichkeit gegeben nicht stur den Vorgaben anderer zu folgen sondern frei zu leben und zu denken.“

Schulter an Schulter schauen sich die beiden den Sonnenuntergang an.

Emilia Gegenfurtner, 16 Jahre

Einklang

Die Sonne kitzelt meine Nase, als ich kichernd den Hang hinunterrolle.
Der Geruch von frisch gemähtem Gras umgibt mich, um mich herum
ein Sammelsurium an kleinen Käfern und Schmetterlingen.

Sie atmen, ich auch.

Wir spüren die Mittagssonne und genießen zusammen den ersten
warmen Tag seit Monaten. Wir leben.

Ich bin 4 Jahre alt und frei.

Die Lampe in meinem Zimmer scheint fahl in mein ausdrucksloses
Gesicht.

Die Kassettenbox aus Hartplastik klappert, als ich sie mit meinen
pummeligen Händen schüttele, der Körper des kleinen regungslosen
Käfers in ihr zerfällt Stück für Stück.

Er atmet nicht, ich schon. Ich spüre keine Reue.

Ich lebe.

Ich bin 8 Jahre alt und nicht frei.

Der Vorhang vor meinem Fenster lässt meine einsame Silhouette in
der Dunkelheit verschwinden. Das Fensterbrett ist voller toter Insek-
ten, mein verschleierter Blick erfasst sie nicht.

Sie atmen nicht, ich kaum. Ich spüre die Leere in mir. Ich lebe noch.

Ich bin 12 Jahre alt – bin ich frei?

Die Sonne wärmt mein Gesicht.

Die Luft um mich herum flimmert, ein kleiner Käfer landet auf mir
und ich nehme ihn auf die Hand. Er atmet, ich auch.

Wir spüren die Hitze und genießen zusammen den Sommer. Wir leben.

Ich bin 16 Jahre alt und wieder frei.

Lina Heinrichmeier, 14 Jahre

Kirschblüten und Poesie

Hana roch nach Kirschblüten, dachte Nathan, während er im Auto saß. Dann dachte er an die zarte und ätherische Schönheit von Kirschblüten und sah, wie die warme Abendsonne eine Krone aus Licht um ihren Kopf zeichnete, und fand, dass es zu ihr passte. Für ihn war sie wie die Blütenblätter einer Blume, zart und doch widerstandsfähig, weich und doch starker. Ihre Wärme und Freundlichkeit strahlte wie das sanfte Leuchten der feurigen Abendsonne, und ihr Geist beflügelte ihn wie eine frische Frühlingsbrise.

Er betrachtete sie als das Licht in seinem Leben, ein Leuchtfeuer der Hoffnung und Freude, das nie erlosch. Ihr Lachen klang wie Honig, und ihr Lächeln leuchtete so hell, dass es bis in sein Herz schien.

Aber was Nathan besonders an ihr liebte, war ihre Kunst des Sprechens, ihr Talent für Poesie. Jeder Satz, den sie sprach oder auf Papier schrieb, war wie ein Tanz mit Worten, eine anmutige und rhythmische Bewegung, die aus den Tiefen ihrer Seele floss. Er konnte ihr stundenlang dabei zusehen, wie sie mit konzentriertem Blick Texte sorgfältig formulierte, jedes Wort mit größter Sorgfalt und Präzision wählte, während sie darauf hinarbeitete, die Essenz ihrer Vision einzufangen und auf einer leeren Seite zum Leben zu erwecken.

Für Nathan war Hana ein Geschenk der Natur, ein kostbarer Schatz, den er über alles schätzte. Sie war die Ruhe in seinem Chaos, der Frieden in seinem Sturm, das Licht, das in der Dunkelheit leuchtete.

Die Zeitspanne, in der Nathan in seinen Gedanken verloren war, war nicht lange, doch es war bereits zu spät, um einen außer Kontrolle ge-

ratenen Wagen zu bemerken und rechtzeitig auszuweichen. Die Zeit schien für einen Augenblick einzufrieren, die Ruhe vor dem Sturm, dann explodierte die Welt um ihn herum in Chaos und Lärm, während er und Hana von der Wucht des Aufpralls in ihre Sitze geschleudert wurden. Reifen quietschten, Glas splitterte, dann wusste er nichts mehr.

Irgendwo schrie jemand, aber Nathan konnte nichts mehr wahrnehmen, sein Kopf war leer. Seine Sicht verschwamm, die Zeit schien sich zu verlangsamen. Sein Körper war taub und das Durcheinanderreden von Menschen und Hupen von Autos drang gedämpft an seine Ohren, so als wäre sein Kopf unter Wasser.

Sein Kopf fühlte sich schwindelig an vom intensiven Duft der Kirschblüten, während er hilflos zusehen musste, wie die Blütenblätter vom Wind zerstreut und davongetragen wurden.

Hana, seine Hana, die nach Kirschblüten roch und mit ihrem Lächeln einen ganzen Raum erhellen konnte, wirkte so verletzlich inmitten des Chaos und der Sirenen der Krankenwagen.

Sein Hals schnürte sich schmerzhaft zusammen, erstickte ihn fast, sodass es weh tat, zu atmen.

Irgendwo, in seinem Unterbewusstsein, wusste er, dass es zu spät war, aber er verbannte den Gedanken in die hinterste Ecke seines Gehirns. Er streckte seine zitternde Hand nach Hana aus und ließ sie auf ihrem Arm ruhen, vorsichtig, als wäre sie zerbrechlich. Die Wärme, das Licht, das Hana das Leben eingehaucht hatte, verblasste unter seiner Hand und ließ einen kalten Körper zurück, wie eine Marionette, deren Fäden durchgeschnitten wurden.

Irgendetwas in seinem Kopf... zersplitterte.

Der Rand seines Sichtfelds ergraute. Sein Bewusstsein rutschte nach hinten.

Etwas in ihm ging einen Schritt zurück, bis er außerhalb seines Körpers stand und die Welt um sich herum vorbeiziehen sah. Er blickte auf sich hinab, sitzend und starrend ins Leere.

Es war ein Gefühl, das er schon sehr lange nicht mehr gehabt hatte. Aber es war eines, das er wiedererkannte.

Das Gefühl, dass er durch ein Meer aus dichtem Nebel driftete, der ihm die Sicht versperrte und seine Glieder müde und schwer machte.

Nathan saß und existierte und tat nicht viel anderes als diese beiden Dinge.

Er wusste, dass die Leute um ihn herum redeten, konnte aber nichts ausmachen, weil sein Kopf sich anfühlte, als wäre er mit schwerer Watte ausgestopft.

Auf einmal spürte er Hände, die auf seinen Schultern lasteten, und die Präsenz eines Menschen neben ihm. Wie lange war jemand neben ihm gestanden? Er blinzelte schwerfällig und starrte benebelt auf sich bewegende Lippen, ohne wirklich die Worte zu verstehen. Der Griff um seine Schultern wurde fester und führte ihn langsam aus dem demolierten Auto heraus. Nathan hatte keine Kraft, sich zu weigern, und gehorchte.

Er fühlte sich wie betäubt und stand schließlich auf. Er folgte den sanften Händen.

Nicht alles von ihm ging davon.

Er konnte sich nicht wirklich an die Fahrt zum Krankenhaus erinnern, abgesehen von zufälligen, gedankenlosen Momenten des Bewusstseins und dem chaotischen Durcheinander von Krankenwagensirenen und verschwommenen Blinklichtern.

Aber an was er sich klar und deutlich erinnern konnte, war sein demoliertes Auto, die Tür aufgebrochen, während eine Gruppe des Rettungsdienstes Hanas angeschlagenen Körper aus dem Metallwrack zerrte. Das Blaulicht des Rettungswagens tauchte ihre zerrissene Kleidung und das zarte Gesicht in ein unwirkliches, kaltes Licht und verlieh ihrer Haut eine ungesunde Färbung.

Es war ein Bild, das sich für immer in sein Gedächtnis eingebrannt hatte.

Laute Musik dröhnte aus seinen Kopfhörern, während er, mit seinen Händen in die Hosentaschen gestopft, eine Straße überquerte. Um ihn herum wuselten unzählige Menschen und so ließ er sich von der Menge treiben. Sein Kopf pochte von den vielen Sinneseindrücken, die von allen Seiten auf ihn einströmten. Er hatte die andere Straßenseite erreicht und zog sich seine Kapuze tiefer ins Gesicht, damit ihn auch niemand ansprach, während er eine graue Häuserfront entlangging.

Es war ein Tag wie jeder andere, nichts Neues, nichts Besonderes. Er erinnerte sich nicht einmal mehr daran, wann genau der Punkt gewesen war, an dem sich alles verschlechterte, aber plötzlich verschwammen die Tage miteinander, bis „heute“ keine Bedeutung mehr hatte. Jeder Tag begann damit, dass er müde aufwachte und endete damit, dass er müde einschlief.

Die große Stadt, die einst so lebendig und farbenfroh erschien, in der so viele gute Erinnerungen entstanden waren, fühlte sich nun an wie ein Gefängnis mit ihrem endlosen Labyrinth aus Beton und Stahl. Die

unendlichen Menschenmassen, die an ihm vorbeieilten, jeder mit seinen eigenen Sorgen, Träumen und seinem eigenen Sinn des Lebens.

Er hasste das dreckige Grau der Straße, grau wie sein Leben, weil jeder Tag bedeutungsloser war als der davor, und weil er seine Nächte damit verbrachte, unvollendete Gedichte von Hana wieder zum Leben zu erwecken, aber jedes Mal scheiterte, weil sein Umgang mit Worten niemals so elegant und anmutig sein würde wie Hanas und er nie die Tiefen ihrer Seele begreifen könnte.

Seitdem Nathan vor einigen Monaten aus dem Krankenhaus entlassen worden war, war er in ein tiefes Loch der Trauer und Schuld gefallen. Er konnte nicht essen, nicht schlafen und nicht einmal aufstehen. Jeden Tag, wenn er seine Augen öffnete, erinnerte er sich daran, dass Hana nicht mehr da war. Es war, als ob er einen Teil von sich selbst verloren hatte und er wusste nicht, wie er ohne sie weiterleben sollte.

Er hatte Hana seit seiner Kindheit gekannt. Vielleicht war das der Grund, warum es so weh tat, warum es so unfair war. Bei Hana zu sein, war für ihn lange Zeit so selbstverständlich wie das Atmen gewesen.

Es war Frühling und die Luft wurde erfüllt von einem süßlichen Duft. Die rosa und weißen Blütenblätter schmückten den Himmel über Nathan wie eine weiche Decke. Er saß zwischen den knorrigen Wurzeln des Kirschbaums, das Kinn auf die Arme gestützt und mit dem Rücken zum Stamm, und beobachtete Hana.

Sie kniete ein paar Meter von ihm entfernt im kniehohen Gras und schrieb in einem kleinen Notizbuch. Eine kühle Brise fuhr ihr ins Gesicht und zupfte an der Kirschblüte in ihrem Haar. Die verschiedenen Gräser und Kräuter sprossen in saftigem Grün um Hana und Nathan herum und kitzelten ihn an seinen Armen. Keine Worte wurden zwischen den beiden ausgetauscht, doch das brauchten sie auch nicht. Durch die be-

laubte Baumkrone krochen einige warme Sonnenstrahlen und malten Lichtpunkte auf Hana's Haut. Ein Engel, dachte Nathan, Ein Engel ohne Flügel und mit einem Kranz aus Kirschblüten. Er hob einige lose Blütenblätter auf und warf sie in den Wind, sah zu, wie sie tanzten und von einer frischen Brise zu Hana getragen wurden. Ihr Blick huschte für einen Moment zu Nathan, dann klappte sie ihr Notizbuch zu und erhob sich aus dem hohen Gras.

Wenn du willst, kannst du mit zu mir kommen, sagte Nathan, wie er es jeden Tag zu ihr sagte. Er blieb zwischen den Wurzeln sitzen und beobachtete, wie sich die rosa Kirschblüten im Wind bewegten.

Hana lächelte ein sanftes Lächeln und sprach die Worte, mit denen sie jeden Tag antwortete. Vielleicht morgen.

Nathan spürte, wie sich sein Herz zusammenzog, als er an Hana dachte. Er atmete tief ein und er war sich sicher, einen vertrauten süßlichen Geruch unter den Abgasen der Autos wahrzunehmen. Er schüttelte den Kopf, um sich zu orientieren und bog in den Eingang eines Parks ein, um seinen Kopf zu leeren. Die Steine unter seinen Schuhen knirschten, als er den Kiesweg verlies und durch die menschenleere Umgebung wanderte.

An den Zweigen vieler Bäume sprossen bereits zarte, frische Blättchen und bildeten ein leichtes, hellgrünes Blätterdach. Das fröhliche Gezwitscher eines Vogels kündigte die Rückkehr des Frühlings an und überall in den Baumkronen raschelte und knisterte es geheimnisvoll, wenn eine erfrischende Brise über die Bäume strich und an seinen Haaren zupfte. Der Schnee war bereits lange geschmolzen, der Waldboden war gesprenkelt mit Sonnenlicht, das durch das leichte Blätterdach drang.

Nathan entdeckte sogar ein junges, rotbraunes Eichhörnchen, das schnuppernd aus einer Baumhöhle schlüpfte und die umliegenden Äste erforschte. Er blieb stehen und schaute zu, wie das kleine Tier unsicher einen Satz zum anderen Ast machte, sich eilig umschaute und dann den Baumstamm emporkletterte, um in der lichten Baumkrone zu verschwinden.

Er atmete die Luft ein, voll von dem Geruch von feuchter Erde, Holz und junger Blüten, die ihre Knospen aufgebrochen hatten und an die Luft krochen. Plötzlich sah er am Rande seines Sichtfeldes rosa und weiße Flecken im Wind wirbeln. Er fuhr herum und sofort stieg der bekannte süße Geruch in seine Nase, sodass ihm schwummrig vor den Augen wurde.

Es war, als hätte die Zeit den Atem angehalten, während Nathan den blühenden Kirschbaum betrachtete und Hana darin sah.

Ein Kirschbaum in voller Blüte, wie ein Schneesturm im Frühling, während seine zarten Blütenblätter wie Schneeflocken im Wind tanzten. Seine Äste reckten sich zum Himmel empor wie Hände, die nach der Sonne griffen, während seine Blüten wie Juwelen auf den Zweigen glitzerten.

Er würde Hana immer als die Kirschblüte in Erinnerung behalten – eine wunderschöne, flüchtige Erinnerung an die Zerbrechlichkeit und Kostbarkeit des Lebens.

Und wie damals, als er unter einem Kirschbaum gesessen und Hana beobachtet hatte, hob er einige lose Blütenblätter auf, zart und zerbrechlich in seiner Hand und sah zu, wie sie sich sanft in einer Brise wiegten, ließ sie vom Wind davontragen zu Hana.

Etwas platzte in seinem Herzen und plötzlich rückte die Welt wieder in den Fokus, die Farben und Geräusche waren auf einmal viel intensiver und stärker. Er fühlte sich so leicht, so frei, dass er sicher war, er könnte vom Wind wie die Kirschblüten davongetragen werden.

Und dann, zum ersten Mal seit Monaten, konnte er endlich wieder atmen.

(Und wenn ein paar Tage später zwei Kirschblüten in einer kleinen Vase auf seinem Schreibtisch standen, während er Hanas Gedichte mit seinen eigenen Worten vollendete, nun, niemand außer ihm würde ihre Bedeutung verstehen).

Sophia Nicole Iftode, 13 Jahre

Frei Sein

„Hi, Hallo“, ich versuche ruhig zu bleiben da ich bemerke, wie sich meine Muskeln anspannen. Als ich ein kleines Mädchen war, das nur zum Spaß zu den Liedern im Radio mitsang hätte ich nie gedacht, dass ich es bis in die letzte Runde des Vorsprechens schaffen würde. Und doch bin ich hier angekommen.

„Du kannst anfangen.“ hörte ich die Stimme meiner Zuhörerin aus meinem Laptop. Wenn man nicht genug Geld hat, um nach Amerika für das Vorsprechen fliegen zu können, oder man es vor seiner Mutter verbirgt weil es peinlich ist, muss man es online versuchen. Mein Herz pocht laut und schnell. Fingerspitzen, Arme und Beine werden warm. Trotzdem läuft mir ein kalter Schauer über den Rücken. *Du musst das schaffen.* Ich schlucke runter und fange zu Singen an. Ich bemerke erleichtert, dass meine Stimme sanft und angenehm klingt. *Kein Fehler. Bitte mach keinen Fehler.* Ich komme leicht außer Atem. Schweiß tropft mir von der Stirn. Noch nie war ich so aufgereggt in meinem Leben gewesen wie in diesem Moment.

„Vielen Dank.“ *Fertig. Ich bin fertig. Und das ohne einen Fehler.* Ich gebe ein kurzes Nicken von mir und sofort wird der Bildschirm schwarz.

Ein Monat ist seit meinem Vorsprechen vergangen und ich habe immer noch nicht die vielleicht lebensverändernde E-mail bekommen. Aber ich mache mir nicht allzu viele Sorgen. Wenn noch 1000 andere Mädchen daran teilnehmen ist ein Monat warten ziemlich vernünftig. Trotzdem zucke ich ein bisschen wenn ich mein Handy piepen höre. *Pieeep!* Ich schleudere das Buch, das ich gerade lese auf den Boden und schaue auf meinen Bildschirm. *Eine neue E-mail.* Kann das sein?

Wird sich mein Leben verändern? Ich lese die Nachricht und bin enttäuscht: *Ihr Google-Conto wurde aktualisiert.* Ich nehme mein Buch wieder in die Hand. Ich habe vier Zeilen gelesen und dann piept mein Handy wieder. *Nein, sie sind es nicht.* Trotzdem kann ich mich nicht davon abhalten. Ich lese und gleichzeitig steigen mir Tränen in die Augen. *Wir freuen uns Sie benachzurichtigen... sie haben drei Monate Zeit nachzudenken, ob Sie kommen wollen.* Drei Monate lang habe ich Zeit darüber nachzudenken, ob ich nach Amerika ziehen und ein Rekrut werden will. Und damit vielleicht auch eine Sängerin. *Natürlich werde ich das tun. Warum sollte ich überhaupt darüber nachdenken?* Ich bin voller Freude. Doch auf einmal verschwindet sie. *Ich müsste meine Mutter und Heimat mit 14 Jahren verlassen. Mein ganzes Leben hier.* Ich lege mich langsam auf den Boden und alles wird schwer. Nie hätte ich gedacht, dass ich über diese Entscheidung nachdenken müsste. Doch jetzt...

Es sind zwei Tage vergangen und ich fühle mich seltsam eingeklemmt. Singen macht mich glücklich. Singen macht mich frei. Doch soll ich meine Mutter für meine Glücklichkeit und Freiheit unglücklich machen? Kann ich die Person verlassen, die mich mein ganzes Leben gepflegt und geliebt hat? Ich schaue auf mein Handy: Tausende von Videos auf denen ich übe sind da drin. Meine Zeit und meine Liebe für Musik, die für ein ganzes Jahr das Wichtigste war. Kann ich das tun? Ich atme tief ein. *Ich muss das tun. Für mich. Für Freiheit. Für Glücklichkeit. Amerika ich komme!*

Es ist Abend. Meine Mutter stellt gerade das Essen auf den Tisch. *Die letzte schwierige Sache die ich tun muss.* „Warum zögerst du? Ein bisschen mehr Fett würde dir nicht schaden, also iss!“ Ich sehe ihr tief in die Augen. „Ich muss dir was sagen.“ Sie schaut mich, fröhlich wie sie immer ist, an. „Ich singe. Gerne. Und ich habe an einem Vorsprechen teilgenommen. Ich habe es geschafft. Ich wurde gefragt ob ich nach Amerika ziehen kann.“ Meine Mutter starrt mich an. Ich habe Angst,

dass sie mich sofort anschreien wird. Sie seufzt. Es wird auf einmal sehr kalt im Zimmer. Doch dann flüstert sie mir mit Tränen in den Augen zu: „Du bist frei, mein Kind.“ Ich stürze mich in ihre Arme. Wie lange würde ich noch diese Wärme fühlen? Wie oft würde ich meine Mutter vermissen? Wie viel? Doch ich war frei. Frei, um meinen Traum zu verwirklichen.

Ich bin frei.

Helke Jacob, 53 Jahre

Brei Denker

Was mir Spaß macht? Hüpfen! Und springen. Und sausen. Und singen. Also früher habe ich das gerne getan. Als ich klein war. Na ja ... jetzt eigentlich auch noch. Aber vorgestern bin ich 16 geworden. Da ist's vorbei damit. Brutal albern wäre es, wenn man



mit 16 herumspringt und auch noch laut singt. Hüpfen und sausen – das ist ja noch schlimmer. So etwas macht man mit 16 einfach nicht, man spricht es schon gar nicht aus. Wie sähe das denn aus, wenn ich in der Schule einen Aufsatz schreibe und darin käme hüpfen und springen vor? Oder ich würde zu meinem Banknachbarn sagen: „Ich sause dann mal heim.“ Klingt wie im Kindergarten: Eins – zwei – drei im Sause-schritt, es läuft die Zeit, wir laufen mit! Nee Alter, das geht gar nicht!

Ehrlich? Warte mal. Angenommen, ich wäre ganz ehrlich – also nur zu mir. Weil, zu wem kann man denn sonst so richtig ehrlich sein? Also, wenn ich ganz ehrlich bin, da würde ich jetzt immer noch – zumindest ab und zu – gerne singen und springen. Das reimt sich ja sogar! Aber bei Lichte betrachtet – das sähe mega peinlich aus. Auch wenn gerade meine Beine anfangen zu zucken.

Was Möhrenbrei mit Kleinkindern und Wänden zu tun hat

Also, neulich bin ich durch die Stadt gegangen, hab so geguckt, mal aufs Pflaster, dann wieder in die Luft. Und was sehe ich da? Kommt

keiner drauf. Ein Abrisshaus. Und da an 'ner abgebröckelten Mauer eine Aufschrift. Sollte vielleicht ein Graffiti sein, war aber schlecht gesprüht. Bestimmt ein Anfänger. Jedenfalls stand da ‚Brei Denker‘. Das B war etwas eckig. Wahrscheinlich übersprüht. Ursprünglich hieß das wohl ‚Frei Denker‘. Kennen wir ja alle aus der Corona-Zeit.

‚Frei Denker‘ oder ‚Brei Denker‘ – als ich das gelesen habe, bin ich ein bisschen stutzig geworden. Ich dachte eigentlich, dass das zusammengesrieben werden muss. War es aber nicht. Deshalb bin auch auf das Wort Brei aufmerksam geworden. Irgendwie hat mich das getriggert. Brei – da erinnerte ich mich sofort an diesen Möhrenbrei, den mir meine Mutter als Kleinkind extra gekocht hat. Tonnenweise orangefarbenen Brei. Jeden Mittag hat mir meine Mama diesen Pamps eingeflößt. „Ein Löffel für Papa, ein Löffel für Oma, ein Löffel für...“ Gäh, fand ich das eklig. Das konnte ich nicht aushalten, also wehrte ich mich. Wenn meine Mutter den Löffel vollgeschaufelt hatte und mir in den Mund stopfen wollte, habe ich einfach den Brei an die Wand geprustet. Ungefähr so: Pffh!!! Mann, sah die Wand aus! Lauter Fettflecke auf der Tapete!

Brei, stopf, pust, aller Matsch an der Wand! Hat mir einfach nicht geschmeckt, war ja auch nicht wie bei allen andern aus'm Glas. Dabei hat sie sich solche Mühe gegeben, meine Mama. Ich weiß das. Heute erst. Aber jetzt hat sie kapiert, dass ich Möhren nicht mag. Konnte ich ihr endlich sagen, nachdem ich Sprechen gelernt hatte.

Was ein Uralt-Kindersitz mit Omas und Zoos zu tun hat

Na ja, und dann habe ich ganz oft gebrüllt. Richtig gehört: gebrüllt. So nennt es meine Oma immer. Einmal wollten wir in den Zoo fahren. Mitten in der Großstadt. Ich, auf der hinteren Sitzbank im Twingo in so 'nem second-hand-uralt-Kindersitz völlig eingezwick. Alles an mir festgurtet. Ich habe mich komplett eingeschnürt gefühlt. Dann noch dieser Ganzkörper-Anorak – meine Güte, wie ich schwitzte! Aber das

nahm ja niemand wahr. So ging's los durch den Großstadtverkehr. Oma fuhr rasant an, bremste, das Auto ruckelte, falscher Gang, macht nichts, Kupplung putzt Zähne und mit 60 km/h rum um die Kurve. Ich derweil hinten wie so 'ne Raupe im Kokon. Da habe ich angefangen zu brüllen. Aus Not. Oma wurde immer nervöser. Plötzlich klingelte es laut. Bimbim Ring Bambim! Ganz dicht vor uns 'ne Straßenbahn. Die Oma bremste gerade noch so und schrie plötzlich lautstark los:

„Ne, für so etwas bin ich zu alt!“ Und nach einer kurzen Pause: „Warum brüllt der denn die ganze Zeit?! Das gabs früher nicht.“ Früher hat kein einziges Kind geschrien? Lauter stille Kinder. Das konnte ich mir gar nicht vorstellen.

Auf dem Rückweg riss ich mich zusammen. Obwohl ich noch ganz klein war, ist mir das gelungen. Ich wollte ja nicht, dass die Oma mit der Straßenbahn zusammenrumpelt. Da wäre sie dann im Krankenhaus gelandet. Und ich vielleicht auch. Ne, die Oma, die habe ich lieb. Auch wenn sie bisschen alt ist – auch im Kopf.

Was Hüpfen mit Biergläsern zu tun hat

Und dann kam meine Hüpf- und Springphase. Ich bin durch die ganze Wohnung gehopst. Immerzu. Da klirrten die Gläser in der Vitrine und die Messer klimperten im Schubfach. Ich aber sprang-sprang-sprang. Bis – klirr! – meine Ärmchen gegen etwas Unbekanntes schlenkerten. Die neue Sechserpalette an Biergläsern, die mein Vater eben erst gekauft hatte, – bumms – tausend Scherben. Pfutsch! Oh je! Mein Vater kam sofort angerannt und klagte: „Dieses Kind – immerzu muss dieses Kind hüpfen. Warum kann es sich nicht ganz normal, wie andere auch, bewegen? Oder einfach mal stillsitzen?“ Geschimpft hat er nicht wirklich, aber irgendwie bin ich ganz traurig geworden. ‚Dieses Kind‘ und ‚es‘ hat er gesagt. Mehrfach sogar. Als ob ich keinen Namen hätte. Auch wenn ich Kreolion heiße. Dafür kann ich ja nichts. Er aber schon!

Was ein roter Flitzer mit einem Rollstuhlfahrer zu tun hat

Von da an bin ich nicht mehr gehüpft. In meinem Inneren fühlte es sich ab jetzt an, als hätte man einen wichtigen Teil von mir abgeschnitten. ‚Mensch, Kreolion, was machste denn jetzt?‘, dachte ich. ‚Da muss eine Lösung her. Such dir halt was anderes! Was Neues!‘ Nur was?

Die Antwort auf die Frage kam schneller als ich dachte. Zum Geburtstag nämlich bekam ich ein Laufrad geschenkt. Ein purpurrot glänzendes Laufrad. So ein Laufrad, das ist eine prima Erfindung! Die Füße angesetzt und los ging es. Tapp-tapp, Speed, Braus, Saus und Huuuuuii, um die nächste Ecke und den Berg hinunter. Die Spitzen meiner nagelneuen lindgrünen Schuhe sahen bald grau und schäbig aus, die Funken sprühenden Sohlen waren weggebremst. Mama und Papa ertrugen die Verluste stoisch.

An einem sonnigen Sonntag kams dann. Rauf auf den roten Flitzer und ... – wumms – mittenmang hinein in einen Rollstuhlfahrer. Der kippte zur Seite, ganz langsam, aber unaufhaltsam. Mein Rad blockierte und wir beide purzelten übereinander. Ein Glück, dass der die Böschung zum Fluss nicht auch noch runtergekullert ist.

„Scheiße nochmal!“, fluchte der Rollstuhl wie ein angestochener Stier. Ich begriff nicht, warum der so böse war. Tat mir ja leid, dass er im Rollstuhl sitzen musste. Aber das ist doch kein Grund, gleich so gemein zu schimpfen. Meine Überlegungen halfen nicht, zunächst hieß es erst einmal, mich zu entknoten. Endlich von mir befreit, ereiferte sich der Rollstuhl aber weiter: „Könnse Ihr Kind nicht besser erziehen?“ Mama klaubte ihn schließlich auf und klopfte den Straßenstaub von seinen Sachen ab, während Papa, wie immer, etwas teilnahmslos danebenstand. Mama entschuldigte sich tausendmal. Der Rollstuhlfahrer rotzte derweil eine Ladung Spucke auf den Gehweg. „Leute gibt’s!“, keifte er erneut. „Die dürften nie im Leben Kinder kriegen. Lauter Studierte, die nichts anderes als Abschaum erzeugen!“

Mit Kindern, die Abschaum sind, damit meinte er wohl mich. ‚Kreolion, sagte ich einmal wieder zu mir, schnell an etwas anderes denken!‘ Das Wort Abschaum war es, was meine Aufmerksamkeit erregte. Es erinnerte mich an meinen Schaum in der Badewanne und an meine Paddlerin, die man aufziehen konnte und die dann so lustig mit den Füßen wedelte.

Was eine Schaumbadflasche mit einer Verletzung zu tun hat

Zu Hause angekommen war ich froh, dass meine Mama mir Wasser in die Badewanne einließ. Ich kippte heimlich noch eine extra Ladung Schaumbad hinein. Die eben noch volle Flasche – nun leer, dafür eine riesige Schaumkrone um mich herum. Aber so richtig ablenken konnte ich mich trotzdem nicht. Meine Paddlerin sah ich auch nicht, weil sie sich unter den Schaumbergen durchkämpfen musste.

Eltern meinen ja immer, man stecke als Kind alles weg. Oder vergesse es. Warum eigentlich? Denken die Großen, dass die Kleinen kein Gehirn und keine Gefühle haben, weil alles an einem klein ist? Ist man als Kind dazu verdonnert, immer fröhlich zu sein? Sobald man mal komisch guckt oder weint, wedeln sie um einen herum, um den Ausbruch zu stoppen. Immer soll alles normal sein. Und fröhlich. Aber ein kleines Leben ist nicht immer normal und fröhlich. Ich war es an diesem Tag nicht, denn meinen Eltern bereitete ich ständig Scherereien. So viel Mühe ich mir auch gab, ich schaffte es nicht, lieb und leise zu sein. Und auch an den Rollstuhlfahrer, obwohl er so ausfällig geworden war, musste ich denken. Der konnte nicht schnell irgendwohin laufen, geschweige denn hüpfen, springen oder sausen. Schon blöd!

So verdrückte ich ein paar Kreolion-Tränen. Da riss mich ein Geräusch aus meiner Traurigkeit heraus. Knall! Das kam vom Flur vorm Badezimmer. Und dann „Ahhh, aua! Regelinda, komm! Komm schnell!“ Regelinda, das ist der Name meiner Mutter. Auch nicht besser als meiner. „Thorsten?“ rief meine Mama besorgt. Und dann: „Oh, das sieht

nicht gut aus.“ Daraufhin eine beklemmend lange und stille Pause. Und dann: „Wo kommt denn dieser viele Schaum her?“ Ich wurde nicht unterrichtet, was passiert war, dafür aber ziemlich schnell und lieblos ins Bett gesteckt. Keine Gute Nacht-Geschichte. Kein Küsschen. Am nächsten Tag hatte mein Vater einen dicken Verband und anstelle meines Safts stand auf dem Frühstückstisch die geleerte Schaumbadflasche. Als Mahnung und stumme Anklage. Aus Verzweiflung hob ich diese hoch und wollte fast daraus trinken.

Was Singen mit einem Kindergartenwechsel und still werden zu tun hat

Bewegung bringt Unglück, war meine neueste Erkenntnis. Eine Alternative dazu war also gefragt. Singen! Ja, Singen, da tut man niemandem weh, da kann nichts passieren. Obendrein ist es schön, wenn andere Lieder anhören dürfen. Mama ging ja manchmal zu Konzerten. Sie wird sich sicherlich freuen, wenn ich singe.

Also sang ich. Zum Frühstück, nach dem Kindergarten, bei Ausflügen, im Schwimmbad oder wenn Papa Videokonferenzen abhielt – immer und überall. Aber auch das kam nicht so gut, wie ich erhofft hatte, an. Dabei hatte ich mich doch am Geschmack und Können meines Opas orientiert. Der sang nämlich mit viel Leidenschaft und Inbrunst.

Mein Opa liegt immer im Bett und die Oma und ein paar Frauen in Kitteln versorgen ihn. Manchmal redet er zusammenhangloses Zeug, manchmal ist er auch richtig aggro. Wenn er aber singt, dann ist er ganz friedlich und ich denke, es geht ihm in diesem Moment gut. Wenn ich zu Besuch bei den Großeltern war, kupferte ich mir ein paar Songs von ihm ab. „Theo, wir fahr’n nach Lodsch“ zum Beispiel. Aber ich weiß bis heute nicht, was Theo und Lodsch sind. Neben Schlagern singt Opa auch gerne Volkslieder. Alle möglichen Verse in einer Endlosschleife. Ziemlich oft dichtet er noch etwas dazu: „Viterallala, viterallala, viterallalalala – Die Meis-hei-se, die Meis-hei-se, die macht ne

Menge Schreie“. Ich merkte sofort, dass der Reim nicht stimmte und dass es korrekt Scheiße heißen musste.

Berichtigt trällerte ich diese Strophe meiner Kindergärtnerin vor. Bei der dritten Wiederholung bemerkte ich die besorgniserregenden Falten über ihrer Nasenwurzel, die nie etwas Gutes verhießen. Zum Glück fanden wenigstens die Kinder aus meiner Gruppe diese Liedversion toll.

Nachdem bei uns das Telefon nicht mehr stillstand, weil die Eltern meiner Kindergartenfreunde bei uns anriefen und sich beschwerten, sah ich eines Tages durch einen Türspalt meine Mutter im Büro der Kindergartenleiterin sitzen. Kurz darauf meldete man mich von diesem Kindergarten ab, dafür in einem anderen und auch in der Musikschule an. „Du hast Freude am Singen. Aber man muss es dir anders, als der Opa das macht, beibringen“, lautete die Erklärung meiner Eltern.

Claudius, eine fiepende Geige in der Hand, leitete die Musikgarten-Gruppe, in der mich meine Mutter angemeldet hatte. Ich bekam eine Triangel in die Hand gedrückt und sollte sie in einem ganz bestimmten Rhythmus zart zum Schwingen bringen. Es gelang mir aber nicht, denn ich verpasste die Stellen, an denen ich einsetzen sollte. Dafür bereitete es mir große Freude, wild und pausenlos auf das Metall einzuschlagen. Freundlich, aber so, als hätte ich einen Dachschaden, erklärte mir Claudius immer und immer wieder, was ich tun sollte. Ich begriff das schon – ich bin ja nicht doof. Aber so, wie die Anweisung war, fand ich das Ganze absolut schwachsinnig. Ich führe doch keine Dinge aus, die null Sinn ergeben!

So kam es, dass man mich in der Gruppe nur noch als stillen Zuhörer duldete. Diese Vorkommnisse führten schließlich dazu, dass ich nach und nach das Singen aufgab. Keine lustigen Lieder aus meinem Munde mehr auf dem Spielplatz, am Esstisch, im Klassenzimmer, auf dem Klo. Ich wurde immer niedergeschlagener.

Was eine Klassenfahrt mit verletzten Schienbeinen zu tun hat

Juhu! Eine Klassenfahrt! Weit weg von zu Hause, weg vom Schulgebäude, weg von allem Gewohnten. Hinein ins Ungewisse. In eine Art Freiheit. Beim Wandern im Wald spürte ich plötzlich einen Strom in mir fließen, eine unaufhaltsame Energie stieg vom kleinen Zeh bis in meinen Kopf empor. Ich konnte gar nichts gegen diese unsichtbare Macht in mir tun. Und plötzlich fing ich wie ein junges Fohlen an, zu hüpfen und zu springen. Oh Mann, machte mir das Spaß! Ich wedelte mit den Armen, genauso wie damals, als Papas Biergläser zu Bruch gingen, und – zur absoluten Krönung – schmetterte ich ein Lied dazu. Solange ich nicht außer Sichtweite der Klasse war, tolerierte man meine Spring-Sing-Kombi. Allerdings wollte niemand mehr in meiner Nähe sein. Am Ende fühlte ich mich ziemlich einsam. Abends dann, wenn alle schliefen, lag ich noch lange wach und machte mir viele Gedanken um mich.

Zu Hause wieder angekommen, wollte ich meiner Mutter endlich erklären, was mit mir los ist. Dass da etwas in mir wohnt, was sich bewegen und singen will und dass ich dieses Etwas brauche, um glücklich zu sein. Mittlerweile war ich ja etwas älter geworden und fand, dass endlich mal ein ernstes Gespräch an der Tagesordnung sei. Aber dann dachte ich, warum so blöd daherreden. Lieber praktisch demonstrieren, was mir gefällt. „Schau Mama, auf der Klassenfahrt habe ich gelernt, was mir guttut. Nämlich Bewegung.“ So führte ich sie zu unserer Treppe. Dort hielt ich mich behände an der nächstoberen Stufe fest, stellte mich eine Stufe niedriger und sprang, einen Absatz nach dem anderen, hoch. Mama schaute etwas überrascht. Sicherlich freute sie sich, weil ich zu meiner alten Form wiedergefunden hatte. Denn als ich fragte, ob sie das auch könne, hob sie beherzt zu einem Sprung an. Aber leider schaffte sie ungefähr nur drei Zentimeter vom Boden abzuheben und rumste mit beiden Schienbeinen messerscharf an die Kante der Treppenstufe, prallte ab und lag wie ein Käfer auf dem Rücken am Boden. Ein Regelin-Käfer! Das sah

alles so komisch aus, dass ich vor Lachen quiekte. Mein Gott sah das drollig aus.

Mama aber bewegte sich nicht. Endlich, nach gefühlt einer Stunde, regte sie sich. „Das tut so weh“, jammerte sie und weinte sogar. Mit einem Male war mir der Ernst der Lage bewusst. „Mama! Mama?“ Da lag sie nun, meine Mutter, die Schienbeine blitzblau und wund. Sie kann einfach nicht springen. Kann sie nicht! Mit einem Mal tat sie mir unendlich leid. Weil sie so hilflos wirkte. Und weil sie traurig und zerbrechlich war.

Was ein Oma-Opa-Besuch mit Tabletten zu tun hat

So kam es, dass meine Mutter mich eines Tages zu einem Arzt schleppete. Der fragte dies und das – alles komische Sachen – und verschrieb mir am Ende Tabletten. Davon wurde ich ganz dumpf. In der Pause stand ich teilnahmslos am Rande des Schulhofes und spürte nur Watte in mir. Hinzu kam, dass ich ständig müde war. Und auch Essen machte mir keinen Spaß mehr. Ich verspürte kein Hungergefühl mehr und wurde ganz dürr.

Der Sinn dieser ganzen Tabletten-Watte-im-Gehirn-Aktion bestand wohl darin, mich zu bezähmen, sodass meine Eltern endlich Ruhe vor mir hatten. Kein zerbrochenes Gläserset, keine blauen Schienbeine. Auch meine Lehrer lobten mich verstärkt. „Seitdem Kreolion diese Tabletten nimmt, ist viel mehr Ruhe in die Klasse eingekehrt“, so ihre Worte vor all meinen Mitschülern. Kein Störenfried zu sein, schien etwas Erstrebenswertes. Aber die Botschaft erreichte mein kleines Kreolion-Gemüt nicht, sickerte gar nicht dahin durch. Die Welt – ein Einheitsbrei. Singen und Hüpfen – Fremdwörter.

Anfang der Sommerferien durfte ich alleine bei Oma und Opa bleiben. Nach meinem Eintreffen rief meine Mutter panisch an, dass sie vergessen habe, die Tabletten mitzugeben. „Was für Tabletten?“, fragte

die Oma. Juhu, diese blöden Pillen liegen zu Hause! Sogleich setzte ich zu einem Hopser an. Mama und Papa waren weit weg, ich derweil war bei der Oma, die wiederum kochte Eier mit Senfsoße und der Opa lag im Bett und sang. Da lief ich zu ihm ins Zimmer und stimmte mit ein. „Wir zwei fahren irgendwo hin, wo ich ganz allein mit dir bin. Ich lass‘ die Arbeit Arbeit sein und pfeif auf den Gewinn. Wir zwei fahren irgendwo hin.“ Beim Singen stellte ich mir vor, wie der Opa, die Oma und ich irgendwohin fahren. Im Twingo. Mit 150 km/h durch den Wald. Drei sind wir dann – auch gut. Die Oma natürlich am Steuer.

Fertig gesungen rannte ich wie ein Angestochener in den Garten hinaus, machte einen Satz über die Rosen, kratzte mir die Wade blutig und knickte Omas Lieblingsrose ab. Und fühlte mich frei. Frei!

Frei! Und hungrig. Drei Eier für mich und ein ordentlicher Schwups Senfsoße!

Was Abitur und Football mit einem Weihnachtslied und dem Leben zu tun haben

So war das in meiner Kindheit. Jetzt bin ich fast schon ein bisschen erwachsen. Nicht richtig. Eher jugendlich. Ich besuche kein Gymnasium, sondern eine Mittelschule. Meine Mama sagt, das ist ein guter Weg und auch, dass nicht jeder Abitur machen müsse. Und sie meint, dass man nicht dumm oder dümmer als andere sei, wenn man nicht aufs Gymnasium geht.

Ich habe angefangen, im Verein Football zu spielen. Das passt zu mir und meinem Bewegungsdrang, finde ich. In den Domchor, wie meine Mutter es wollte, bin ich nicht eingetreten. Lieber frei singen und improvisieren! Gerne gebe ich mal ein Weihnachtslied, am liebsten im Sommer beim Grillen, zum Besten. In solchen Momenten rollt meine Mutter stets mit den Augen und sagt: „Kreolion, prima! Geschafft! Jetzt habe ich einen Ohrwurm!“ Oh du fröhliche-he, o du mehlighe-he...“

Meine Eltern sind mittlerweile geschieden. Ich glaube nicht, dass es daran lag, dass ich ein unruhiges und anstrengendes Kind war. Zuweilen packt mich trotzdem ein schlechtes Gewissen. Meistens gelingt es mir aber, diese Gedanken in eine weit unten liegende Kreolion-Gehirn-Schublade zu stecken.

Ich bin bis jetzt durchgekommen, durch die Schule und durchs Leben. Und das, wie ich rückblickend meine, gar nicht so schlecht. Dieses kleine-große Leben! Sechzehn Jahre. Papa sagt, das sei ganz wenig Leben. Ich finde es extrem viel.

Pssst! – Bitte nicht weitersagen

Morgen kommt mein Freund Fahri zu mir. Der hat ne Haarschneidemaschine und will mir den Pelz runterraspeln. Glatze auf der einen Seite und bissl länger auf der andern. Uijuijui, was da die Eltern sagen werden?! Vor lauter Vorfreude reibe ich mir schon jetzt die Hände. Papa besuche ich erst in ein paar Tagen. Der siehts noch nicht. Aber Mama... Ganz sicher knurrt sie in ihrer Regelinda-Art. Am Ende muss sie's ja doch akzeptieren. Ab ist ab. Da beißt die Maus keinen Faden ab. Aber all meine lustigen Ideen und auch meine ernsten Gedanken, die habe ich weiterhin in mir, sie bleiben ja drin im Nüschel. Nüschel, das würde meine Oma sagen. Was ein Nüschel ist? Ein Kopf. Der Schädel halt. Dort ist alles gut verstaut und aufgehoben. Mit oder ohne Haare.

Eva Maria Krönauer, 11 Jahre

Ist frei sein überhaupt so gut?

Ich wachte auf und wie immer, wenn ich weiß, dass ich eine Schulaufgabe rausbekomme, dachte ich mir: warum kann ich nicht einfach frei sein?

Ich frühstückte und ging zur Schule, wo wie immer mein Freund Linus auf mich wartete. Er wusste sofort was los war und versuchte mich aufzuheitern. Es klappte, aber als es dann so weit war und ich eine rot leuchtende Sechs auf meinem Blatt sah, half auch das Quatsch machen und aufheitern nichts mehr.

Ich ging nach Hause und verkroch mich in meinem Zimmer. Am Abend war ich noch schlechter gelaunt, als ich über all meine bisher schon geschriebenen Noten nachdachte.

Ich schlief deshalb erst sehr spät ein und als ich dann aufwachte, wusste ich sofort, dass etwas nicht stimmte. Ich hatte recht, es war 10 Uhr, mein Wecker hatte mich nicht aufgeweckt. Ich sprang aus dem Bett, zog mich um und rannte zur Schule.

Auf dem Weg bemerkte ich, dass viele Sachen anders waren. Es lag überall Müll rum, keine Leute beeilten sich weil sie zur Arbeit mussten und Kinder, die eigentlich in der Schule sein mussten, spielten. Eines aber fiel mir besonders auf, es war alles so grau und ungepflegt.

Als ich bei der Schule angekommen war, war da keine Schule, sondern ein ganz normales Haus. Ich war umso glücklicher, als ich Linus entdeckte, der auf einer Bank saß. Ich fragte ihn: „Warum ist die Schule nicht mehr da?“

Er lachte, aber er lachte nicht wie immer, irgendwie war das eher so, als würde er mich auslachen, was er sonst nie tat. Aber danach antwortete er: „Hey Kumpel, da war noch nie `ne Schule, schon vergessen, wir sind frei!“

Ich wollte was erwidern, aber er ging einfach weg ohne sich zu verabschieden.

Ich wollte mir etwas zu trinken kaufen in dem Laden von Linus' Papa, der war immer gut drauf, doch heute meckerte er: „Ich verstehe nicht ganz warum die mich zum arbeiten schicken, wenn ich doch frei bin!“ Als ich ihn fragte, ob ich einen Saft haben kann, warf er mir einen zu und motzte mich an:

„Was schaust du so blöd, hau ab!“

Ich trottete raus und erschrak, als einfach ein Betrunkener kam und mit Bierflaschen herumwarf. Ich wunderte mich, dass die Polizei noch nicht da war. Ich wollte sie gerade anrufen, aber da fiel mir ein, dass es ja auch keine Polizei gibt, wenn man frei ist.

Als mich der Mann dann fast traf mit einer Flasche, drehte ich mich schnell um und rannte nach Hause. Ich kauerte mich in meinem Bett zusammen und hoffte, dass ich morgen wieder in der richtigen Welt aufwachen würde und schloss meine Augen.

In der Früh hörte ich meinen Wecker klingeln und freute mich darüber das erste Mal. Ich schaute aus dem Fenster und sah sofort, dass wieder alles normal war und wünschte mir, nie mehr frei zu sein.

Kira Lachyna, 16 Jahre

Frei sein

Wenn die Leute das hören, denkt jeder an sich selbst. Manche assoziieren es mit dem Wahlrecht, der freien Meinungsäußerung und dem Recht, seine Muttersprache zu sprechen. Und manche Leute denken über ihr Leben nach. Aber für mich persönlich bedeutet es nicht, von einem anderen Land abhängig zu sein.

Und lass dich nicht von den Besatzern beherrschen. 1991 – ist das Jahr der Unabhängigkeitserklärung der Ukraine. Aber alle 31 Jahre kämpfen wir weiter für unsere Unabhängigkeit. Denn das ist unsere Heimat, unser Land, unser Leben, unsere Zukunft und das ist unser Geschenk von Gott.

Ich komme aus Makijiwka im Gebiet Donezk. 2014 zogen meine Familie und ich in eine andere Stadt, wie tausende andere Bewohner der östlichen Regionen. Im Jahre 2014 wurden die Krim, Luhansk und Donezk von den Russen besetzt. Und dann haben wir über fünf Jahre in Mietwohnungen gelebt. Na ja, es ist schwer zu erklären, was ein Mensch fühlt, wenn er keinen Wohnort hat.

Niemand dachte, dass es in 2022 passieren würde, aber es geschah. Und wieder weißt du nicht, wohin du gehen, laufen, fahren musst... Der Februar wird für immer in den Herzen der Ukrainer bleiben.

Wir haben uns verändert.

Unsere Werte, die Einstellung zueinander, unsere Weltanschauung haben sich geändert.

Mit jedem Kriegstag begannen wir die Möglichkeit zu leben, frei zu atmen und das Leben zu genießen, mehr zu schätzen.

Und jeder Tag ist ein Rätsel für dich. Du gehst abends mit einem Gedanken ins Bett: „Werde ich morgens aufwachen?“

Wir haben stundenlang kein Wasser und kein Licht den ganzen Tag, der Luftalarm tritt tagsüber und nachts fünf bis sechs Mal auf.

Aber trotzdem setzt das ukrainische Volk seinen erbitterten Kampf für seine Unabhängigkeit fort.

Für uns ist es der höchste Wert, die Freiheit. Jeden Tag beweisen die Ukrainer mit ihrem Leben, was Freiheit ist und was sie kostet.

Britta Müller, 41 Jahre

Frei sein

Mia betrat das Pflegeheim. Es war noch recht früh am Morgen. Hinter der Palme neben der Eingangstür saß ein alter Mann, in Pyjama und Morgenmantel gehüllt, in einem Rollstuhl. Er schaute abwesend lächelnd auf das exotische Gewächs und murmelte: „Hörst du das Rauschen der Wellen? Das ist Freiheit!“ Neugierig schaute Mia den Mann genauer an. Er bemerkte ihren Blick. Der verträumte Ausdruck wich aus seinen Augen und verwirrt rief er: „Erika? Wo ist Erika?“ Ein junger Mann eilte herbei. „Herr Liebich, ihre Frau kommt sie sicher später besuchen. Nun geht es erstmal zum Frühstück.“ Hektisch rief der alte Mann: „Aber warum besuchen? Erika und ich sind doch zusammen hierher in den Urlaub gefahren und wollen Wellenreiten lernen. Den Kurs haben wir gestern Nachmittag am Strand gebucht.“ „Das klingt toll“, antwortete der junge Pfleger, „aber jetzt gibt es erstmal etwas Leckeres zu essen.“ Mit einem liebevollen Lächeln auf den Lippen schob der junge Mann den Rollstuhl den Gang entlang in Richtung einer großen Tür. Speisesaal stand auf dem Schild an der Wand. Mia schaute den beiden hinterher. Ihr Blick schweifte nun durch den Eingangsbereich und sie erblickte den Empfang. Eine Frau mittleren Alters blickte Mia ermutigend an. „Kann ich Ihnen helfen?“ fragte sie. „Ja, hallo.“ In Mia machte sich Unwille breit. „Die Agentur für Arbeit schickt mich. Ich soll hier ein Praktikum machen.“ Sie wühlte in ihrer Tasche und fischte einen Zettel heraus. „Um acht Uhr soll ich mich bei einer Frau Hagen vorstellen.“ Mia reichte der Empfangsdame den Zettel. „Einen Moment bitte, ich werde Frau Hagen darüber informieren, dass Sie hier sind.“ Mia bedankte sich und setzte sich auf eine Bank neben dem Empfang.

Warum ausgerechnet ein Pflegeheim? Mia war gar nicht begeistert von dem Gedanken, hier zu arbeiten. Aber ohne den Praktikumsnachweis würde das Amt ihr das Arbeitslosengeld kürzen. Wie konnte es nur soweit kommen? Ihr Leben war so perfekt verlaufen. Nach dem Schulabschluss war ein Sommer voller Sonne, Parties und Flirts alles was sie wollte. Die geplante Ausbildung lag noch einige Wochen entfernt in der Zukunft. Ihren Freund Nils hatte sie auf einem Festival kennengelernt. Nils war ein paar Jahre älter gewesen als sie und aus gutem Hause. Er war direkt nach seinem Studium ins elterliche Familienunternehmen als Juniorchef eingestiegen. Als Sohn des Chefs und Liebling seiner Eltern hatte Nils Narrenfreiheit in allem was er tat. Er wälzte seine betriebliche Verantwortung auf die Angestellten ab und führte mit Mia an seiner Seite ein Leben in Saus und Braus. Bereits nach drei Wochen bestand Nils darauf, dass Mia bei ihm einzog. Begeistert nahm Mia das Angebot, mit ihm in seinem Loft zu wohnen, an. Nils verwöhnte sie nach allen Regeln der Kunst. Er kaufte ihr teure Kleidung, Schmuck und Taschen. Als der Sommer sich dem Ende neigte, bestand Nils darauf, dass Mia die geplante Ausbildung absagte. „Wofür möchtest du arbeiten? Wir haben doch alles! Und was wir nicht haben, das besorge ich uns. Das ist Freiheit!“ Mias Eltern waren entsetzt. Ihre Freunde warnten sie. Doch Mia lachte sie aus: „Ich will frei sein!“

Das Leben war süß und die gelebte Freiheit fühlte sich fantastisch an. Mias Familie und Freunde hatte sie aus ihrem neuen, freien Leben verbannt. Zu spießig lebten sie in ihren Hamsterrädern von Arbeit, Studium oder Ausbildung. Von oben herab kritisierte Mia ihre Freunde und belächelte sie auf ihrem Weg in die „Sklaverei der Arbeitswelt“. Wie gut dass sie Nils getroffen hatte. Die beiden Turteltauben reisten viel und genossen luxuriöse Hotelaufenthalte. Mia genoss Wellness und Zeit für alles, wonach ihr gerade war. Doch Nils veränderte sich. Er verließ bei Telefonaten den Raum, ließ sein Mobiltelefon nicht mehr aus den Augen und hatte immer weniger Zeit für Mia.

„Mein Vater braucht mich in der Firma.“ Mia zeigte Verständnis. Doch Nachrichten und Termine auch zu nachtschlafender Zeit entpuppten sich als ihr schlimmster Albtraum. „Mia, es ist vorbei. Du musst gehen. Ich habe eine Frau kennengelernt, in die ich mich verliebt habe.“ Die Worte trafen sie wie ein Blitzschlag. Die bis dahin gelebte Freiheit zeigte nun das volle Ausmaß der Abhängigkeit, in die sie blindlings vor Verliebtheit hineingeraten war.

Der Boden der Tatsachen war hart. Viele Freunde waren ihr nicht geblieben. All die Warnungen – wenn sie daran nur dachte. „Du kennst ihn doch gar nicht!“ „Mach dich nicht abhängig von ihm!“ „Das ist doch nur ein Abenteuer!“ Mia hatte sie mit ihrem hochnäsigen Gehabe, das sie an Nils' Seite an den Tag gelegt hatte, erschreckt und abgewiesen. Sie dachte an ihre Eltern, die bei ihrem schnellen Auszug und der Absage ihres Ausbildungsplatzes aus allen Wolken gefallen waren. Sie hatten versucht Mia zumindest zu überzeugen, ihre berufliche Zukunft nicht aufzugeben, aber Mia hatte ihnen kaum zuhören wollen – zu verliebt war sie in Nils und das mühelose Leben gewesen, dass er ihr geboten hatte. Kleinlaut stand sie, nachdem Nils sie abserviert hatte, wieder vor der Tür ihres Elternhauses. Mias Eltern nahmen sie zu Hause wieder auf, ohne Fragen zu stellen. Sie hatte die Menschen, die bedingungslos für sie da waren mit ihrem Ausflug in die Scheinwelt von Freiheit sehr verletzt. Ihre Eltern gaben ihr das nicht zu spüren, doch Mia schämte sich. Was hatte ihr der Ausflug in diese Art von Freiheit gebracht?

„Frau Zart?“ Eine Stimme neben ihr riss Mia aus ihren Gedanken. „Ja, das bin ich.“ Mia blickte auf und sah in ein freundliches Augenpaar. „Mein Name ist Ulrike Hagen. Ich leite dieses Pflegeheim und freue mich, Sie kennenzulernen.“ Mia musterte Frau Hagen verstohlen, die eine unglaubliche Wärme ausstrahlte. Sie lächelte unsicher und stand auf. „Ich freue mich auch“, erwiderte sie unsicher. Frau Hagen bat sie in

ihr Büro. „Schön, dass Sie sich für die Pflege interessieren. Die Bewohner werden sich freuen, Sie kennenzulernen.“ Mia traute sich nicht, der freundlichen Heimleiterin zu sagen, dass sie nur ihr auferlegtes Praktikum erfüllen wollte und sich überhaupt nicht für die Pflege interessierte. Es klopfte und der junge Pfleger, der den Mann von der Eingangstür zum Speisesaal gebracht hatte stand in der Tür. „Guten Morgen Holger! Zeig unserer neuen Praktikantin Mia doch bitte die Station und setzt euch mit dem Team zusammen, wie sie am besten einen Blick in den Pflegealltag in unserem Haus bekommt.“ Holger nahm die Hand an die Stirn, wie zum Seemannsgruß. „Ay, ay Madam,“ lachte er und bedeutete Mia, mit ihm zu gehen. Mia verabschiedete sich von Frau Hagen und trat hinaus auf den Gang.

„Ich will hier raus! Ich will frei sein!“ So schrillte es über den Flur. Am Fenster stand eine Frau und rüttelte an den Fenstergriffen. Holger bedeutete Mia zu warten und ging ruhig auf die verwirrte Frau zu. Er strahlte eine unglaubliche Gelassenheit aus, während Mia sich sehr unsicher und ängstlich fühlte. „Ich will auch hier raus“, dachte sie nur. „Frau Baumgartner, keine Sorge, Sie sind doch nicht eingesperrt. Sie wissen doch, dass man die Fenster nicht öffnen kann. Ich bringe Sie gleich raus auf die Terrasse. Dort können sie wieder den Tag genießen, wenn Sie möchten.“ Frau Baumgartner blickte den jungen Pfleger an und beruhigte sich fast auf der Stelle. Mia folgte den beiden zu einer liebevoll gestalteten Terrasse, mit Aussicht auf einen idyllisch gestalteten, weitläufigen Innenhof. Sie blickte sich noch um, als Holger sich neben sie gesellte. „Frau Baumgartner lebte ihr ganzes Leben lang auf einem Bauernhof auf dem Land. Mit dem Pflegeheim kann sie sich nur schwer anfreunden. Alles fühlt sich eng für sie an. Aber sobald sie hier im Außenbereich sein darf, kann sie sich entspannen. Es ist ihre Möglichkeit, ihre geliebte Freiheit wieder empfinden zu können. Sie verbringt hier gerne den gesamten Tag und hilft bei der Gartenpflege. Aber nun komm, wir gehen auf die Station.“ Mia sah hinüber zu Frau Baumgartner und erkannte in deren Gesicht, wie glücklich sie nun war.

Auf der Station angekommen lernte Mia das Stationsteam kennen. Da war Masha, eine hübsche Rumänin und die einsilbige Klara, die nicht sehr gesprächig schien. Man entschied, dass Mia den Tag mit Masha verbringen sollte, um erst einmal einen Überblick über den Ablauf und die Station selbst zu bekommen. Masha zeigte Mia die Räumlichkeiten und stellte ihr die Bewohner vor. Mia erkannte schnell, dass Masha bei den Bewohnern sehr beliebt war. Sie behandelte alle Bewohner und auch deren Besucher sehr fürsorglich und schien in der Arbeit richtig aufzugehen. Als beide in einer Kammer die frischen Stützstrümpfe aus der Wäscherei nach Größen sortiert in die Regale räumten, fragte Mia sie: „Ist dieser Job dein Traumjob?“ Masha sah Mia an und strahlte: „Ja, das ist er. Ich darf mich um die wertvollen alten Menschen kümmern. Sie verdienen es einfach, würdevoll ihren letzten Lebensabschnitt zu begehen. In Rumänien lebte ich mit meiner Familie zu sechst in einer winzigen Wohnung. Ich musste in einer Fabrik am Fließband arbeiten und habe kaum Geld verdienen können. Mein kleines Gehalt war auch leider nur eine kleine Stütze für meine Eltern und Geschwister. Ich wollte mehr vom Leben und so kam ich nach Deutschland und durfte mich zur Pflegekraft ausbilden lassen. Ich verdiene hier so viel Geld, wie es in Rumänien nie denkbar gewesen wäre und schenke meiner Familie damit ein bisschen mehr Freiheit, um finanziell durch den Monat zu kommen. Ich gebe ihnen nicht alles, schließlich muss ich auch meine Miete für das Zimmer im Wohnheim und meine Rechnungen zahlen, aber die Entscheidung hierher zu kommen, hat mich und meine Familie glücklich und frei gemacht.“

Als Mia an diesem Abend ihren Praktikumstag beendete, war sie sehr nachdenklich. Die letzte Bewohnerin, die sie an diesem Tag betreut hatten, war bettlägerig gewesen. Sie war schon sehr alt und litt an Krebs. Während Masha die alte Dame mit Medikamenten versorgte, bestand diese darauf, dass Mia an ihr Kopfende trat. Die kranke Frau hatte eine fahle Haut und wirkte erschöpft.

Sie ergriff schwerfällig Mias Hand und bat sie sich zu setzen. Die Berührung der alten Dame ließ Mia erschauern, sie empfand die Nähe zu der Fremden beklemmend und doch ließ sie die Berührung zu. Sie setzte sich auf den Besucherstuhl neben dem Bett und sah die Frau an. Die müden Augen blickten Mia zuversichtlich entgegen. „Bitte bleib ein paar Minuten bei mir“, fing die Dame an zu sprechen. „Du bist so jung und hast dein ganzes Leben noch vor dir. Ich bin fast am Ende meiner Reise angekommen. Ich durfte viele Höhen erleben, musste aber auch mindestens genauso viele Tiefen durchlaufen. Das Leben ist ein Geschenk, das Freude und auch Leid bringen kann. Ich habe es geliebt, all dies erleben zu dürfen. Liebe und Glück werden mehr, wenn man sie teilt. Ich habe mein Bestes gegeben, diese Gefühle zu mehren. Nun bin ich gefangen in meinem kranken Körper und sehe mit Zufriedenheit auf mein Leben zurück.“ Die alte Frau verstummte erschöpft. „Das waren schöne Worte“, entfuhr es Mia. Sie drückte die Hand der Frau und erhob sich vom Stuhl. Schlafen Sie nun gut und erholen Sie sich.“ Masha nickte Mia lächelnd zu. „Gut gemacht!“

Als Mia die Haustür zu ihrem Elternhaus aufschloss, empfingen ihre Eltern sie voller Interesse, wie ihr Tag verlaufen war. Mia erzählte ein wenig, aß etwas, entschuldigte sich bei den Eltern, sehr erschöpft zu sein und ging in ihr Zimmer. Lange lag sie auf ihrem Bett und dachte über das Erlebte nach. Ihr wurde klar, dass frei zu sein so viele Facetten hatte. Der eine sieht Freiheit in einer Reise und dem Blick aufs Meer, andere brauchen nur den freien Himmel über dem Kopf und die Natur um sich herum, um Freiheit zu empfinden. Wieder andere sehen in ihrem selbstbestimmten Leben ihre Freiheit und gehen darin auf, andere zu unterstützen. Die alte Dame empfand sich erst an ihrem Lebensabend nicht mehr frei, da der Körper nicht mehr mobil war. Ihr wurde klar, dass ein jeder auf anderem Wege Freiheit empfinden konnte. Freiheit war mehr als ein unbekümmertes Leben ohne Verpflichtungen. Die selbstfinanzierte Wohnung konnte Freiheit sein. Der selbstgewählte Beruf. Sich selbst versorgen zu können oder einfach nur glücklich

zu sein. Mia fasste einen Entschluss und ging zurück ins Wohnzimmer zu ihren Eltern. Sie erzählte Ihnen nun ausführlich, was der Tag im Pflegeheim mit ihr gemacht hatte. Sie würde das Praktikum durchziehen und die Zeit dort nutzen, um sich klar darüber zu werden, was sie beruflich wie privat glücklich und frei machen würde.

Dass sie bei dem Gedanken an ihr privates Glück das Bild von Holger nicht aus dem Kopf bekam, erzählte Mia ihren Eltern aber lieber erstmal nicht.

Ava Najafi, 15 Jahre

Freiheit

Freiheit.

Die Geschichte der Freiheit reicht bis in die Antike zurück, wo Philosophen wie Aristoteles und Platon über die Bedeutung von Freiheit und Gerechtigkeit diskutierten. Im Mittelalter wurde Freiheit oft mit dem Konzept der natürlichen Rechte in Verbindung gebracht, die jedem Menschen unabhängig von sozialen oder politischen Bedingungen zustehen sollten.

In der Neuzeit wurde die Freiheit ein zentrales Thema der politischen Philosophie und der modernen Demokratie. In der amerikanischen Revolution und der Französischen Revolution wurden Freiheit und Gleichheit zu Schlüsselwerten, die die Grundlage für moderne demokratische Staaten bildeten.

Im 19. Jahrhundert wurde Freiheit oft mit dem Konzept des Liberalismus in Verbindung gebracht, dass die individuelle Freiheit die Beschränkung der staatlichen Macht betonte. Im 20. Jahrhundert wurde Freiheit oft mit dem Kampf gegen totalitäre Regimes in Verbindung gebracht, wie zum Beispiel dem Nationalsozialismus und dem Kommunismus.

Heute wird Freiheit oft im Kontext der Menschenrechte und der globalen Gerechtigkeit diskutiert. Die Idee der Freiheit hat sich im Laufe der Zeit weiterentwickelt und bleibt ein zentrales Thema in der Politik, Philosophie und Gesellschaft.

Freiheit wird in der Regel als Gelegenheit aufgenommen, ohne Zwang und Widerstand zwischen unterschiedlichen Möglichkeiten unter-

scheiden zu können. Doch was genau bedeutet Freiheit, was entspricht dieser und wird sie allen Menschen zugesprochen?

Freiheit bedeutet für mich, alles tun zu können, ohne seine Grenzen zu überschreiten. Man hat die Möglichkeit alles zu machen, was man will, wobei jedoch gewisse Regeln nicht vernachlässigt werden sollten. Freiheit ist, wenn man zum Beispiel einer Aufgabe gewidmet ist, diese aber nicht macht, weil man es selbst entscheiden kann. Man hat die Möglichkeit andere Menschen zu verneinen und für sich selbst einzustehen, man hat die Möglichkeit sich selbst das Recht zuzusprechen und man hat das Recht seine Meinung zu vertreten. Denn jeder Mensch auf dieser Welt hat das Recht selbst zu entscheiden.

Freiheit ist für mich der Zustand der Unabhängigkeit, nicht unterdrückt oder versklavt zu sein, das Gefühl nicht gefangen zu sein und niemandem dienen zu müssen. Frei zu sein spiegelt das Gefühl der Freude, der Seligkeit und der Leichtigkeit ohne ständig kontrolliert oder manipuliert zu werden. Wenn man genauso leben kann, wie man es möchte und es von anderen auch genauso akzeptiert wird. Als ein freier Mensch sollte man in der Lage sein, sein Leben selbst bestimmen zu dürfen ohne Einfluss von anderen. Man sollte auch in der Lage sein, seine Ansichten und Gedanken frei auszusprechen, ohne davor zurückzuschrecken, dass andere diese nicht akzeptieren oder andere Auffassungen haben. Jedoch ist nicht nur die Meinungsfreiheit bedeutsam, sondern auch die Religionsfreiheit.

Jeder einzelne Mensch sollte den Glauben vertreten dürfen, den er für richtig hält. Jeder sollte sich der Religion anschließen dürfen, bei der er sich am zweifellosesten fühlt.

Meiner Meinung nach muss die Freiheit jedoch im Zusammenleben miteinander etwas eingeschränkt werden, wie zum Beispiel, dass alle Menschen die Gesetze, die für Sicherheit sorgen, beachten sollen, um

ernste Situationen zu vermeiden. Der Rassismus zeigt zum Beispiel, dass die Leute denken, sie haben eine gewisse Macht über Menschen, nur weil sie eine andere Hautfarbe haben. So haben also auch Schwarze das Recht, für sich selbst einzustehen und frei zu sein, ohne unterdrückt zu werden. Jeder Mensch ist nun mal anders, sieht anders aus oder hat andere Interessen und hat auch die Freiheit diese Aspekte auszuführen, ohne diskriminiert oder kontrolliert zu werden.

Außerdem gibt es noch eine Ansicht, in der sich die Freiheit unterscheidet, nämlich die positive und die negative Freiheit. Im Allgemeinen wird auch bürgerlich-rechtlich die positive Freiheit von der negativen Freiheit unterschieden. Die positive Freiheit meint die Freiheit zu etwas, beispielsweise das Recht des Bürgers auf Bewegungsfreiheit oder Meinungsfreiheit. Die negative Freiheit hingegen bezeichnet die Freiheit von etwas, beispielsweise von staatlicher Intervention im persönlichen oder künstlerischen Bereich.

Freiheit heißt, dass man frei ist, zu lieben was oder wen man will. Niemand kann jemandem vorschreiben, ob es richtig ist, eine Person zu lieben oder nicht. Es bedeutet, dass einem nicht vorgeschrieben werden kann, was man zu tun hat. Auch das Verhalten eines Menschen spielt eine große Rolle. Es ist einem erlaubt, sein Verhalten frei zu gestalten, wobei Regeln oder Gesetze jedoch beachtet werden sollten.

Wenn man in Freiheit lebt, bedeutet dies, dass man ohne Angst und Zwang in Frieden leben kann, ohne kontrolliert, bestraft oder verletzt zu werden. Auch die individuelle und kollektive Freiheit ist eine Form der Eigenständigkeit. Freiheit von Individuen, sowie Meinungsfreiheit und Pressefreiheit, und die Freiheit eines Kollektivs, sowie die Freiheit eines Landes von einer Besatzungsmacht.

Auch innere und äußere Freiheit beschreiben zwei unterschiedliche Aspekte. Während die äußere Freiheit eine soziale Größe und recht-

liche, soziale und politische Umstände umfasst, beschreibt die innere Freiheit einen Zustand, in dem der Mensch seine eigenen „inneren“, ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und Anlagen nutzt und dabei auch von inneren Zwängen wie Antrieben, Erwartungen und Gewohnheiten frei ist und stattdessen auswählt. Als Schlüssel zur inneren Freiheit versteht man heute vor allem Erziehung und Bildung.

Die letzte Kategorie der Freiheit ist die persönliche und die souveräne Freiheit. Hierbei bedeutet persönliche Freiheit, dass jemand nicht unter Zwang steht, in seinen Handlungen nicht durch andere eingeschränkt oder bestimmt wird. Souveräne Freiheit heißt, nach freiem Willen zu handeln und somit über sich selbst und über andere Menschen Macht ausüben zu können.

Auch die Freiheit zu wählen ist ein wichtiger Aspekt, da sie es uns ermöglicht, unsere Meinung zu äußern und an der Gestaltung unserer Gesellschaft teilzunehmen. In vielen Ländern gibt es Demokratien, in denen die Bürger das Recht haben, ihre Regierung durch freie und faire Wahlen zu wählen.

Es ist wichtig, dass jeder Bürger die Möglichkeit hat, seine Stimme abzugeben, und dass die Wahlen transparent und fair ablaufen, um sicherzustellen, dass die Stimmen der Bürger gehört werden und dass die Regierung im Interesse der Bürger handelt.

Freiheit ist wichtig für den Menschen, weil sie ihm die Möglichkeit gibt, sein Leben zu gestalten und eigene Entscheidungen zu treffen. Freiheit gibt uns die Gelegenheit, unsere Träume zu verfolgen und unsere Ziele zu erreichen. Ohne Freiheit wären wir in unserer Entwicklung und unserem Wachstum eingeschränkt.

Freiheit ist das Recht eines Individuums, seine Meinung zu äußern, seine Religion auszuüben und seine eigenen Entscheidungen zu tref-

fen, ohne dass ihm dabei von anderen Menschen oder von der Regierung Einschränkungen auferlegt werden. Freiheit bedeutet auch, dass jeder Mensch das Recht hat, so zu leben, wie er es für richtig hält, solange er dabei nicht die Freiheit anderer einschränkt.

Freiheit wird jedoch nicht allen Menschen zugesprochen. Während es in vielen Ländern die sogenannten Grundgesetze gibt, die allen Menschen in den entsprechenden Ländern Freiheit zusprechen, so gibt es auch heute noch Länder, in denen Menschen unterdrückt, gefangen genommen oder sogar umgebracht werden, weil sie ihre Meinung sagen, weil sie sich anders anziehen oder weil sie eine andere Religion haben. Vor allem in Afrika, Syrien, Iran und Ägypten herrscht weltweit die geringste Pressefreiheit. Insbesondere den Frauen in diesen Ländern ist es nicht erlaubt, verschiedene Berufe auszuüben, ihre Meinung zu sagen oder sich frei zu bewegen. Auch Benachteiligungen beim Zeugenrecht, beim Ehe- und Scheidungs- sowie beim Sorgerecht werden ihnen zugesprochen. Stattdessen erleben sie jede Form von Gewalt, wenn sie gegen das verstoßen, was der Freiheit nicht entspricht.

Die Interpretation von Freiheit variiert je nach Land und Kultur. Einige Länder und Kulturen betonen die individuelle Freiheit und das Recht jedes Einzelnen, seine eigenen Entscheidungen zu treffen, während andere die kollektive Freiheit und das Wohl der Gemeinschaft betonen. In einigen Ländern und Kulturen wird Freiheit als ein absolutes Recht betrachtet, während in anderen die Freiheit eingeschränkt werden kann, um andere Werte wie Sicherheit, Gerechtigkeit oder Moral zu schützen.

Einige Länder haben eine lange Tradition der Freiheit und Demokratie, wie zum Beispiel die USA, während andere erst kürzlich Freiheit und Demokratie erlangt haben, wie zum Beispiel Länder in Afrika und Asien. In einigen Ländern wird Freiheit durch Gesetze und Verfassungen geschützt, während in anderen Ländern Freiheit durch informelle

soziale Normen und Traditionen geschützt wird. Insgesamt gibt es viele verschiedene Interpretationen von Freiheit in verschiedenen Ländern und Kulturen. Jede Interpretation spiegelt die einzigartigen Werte, Traditionen und Erfahrungen der jeweiligen Gesellschaft wider.

Auch die Einschränkung der Freiheit durch Regierungen ist eine der größten Herausforderungen, die wir in unserer modernen Gesellschaft haben. Regierungen können die Freiheit der Bürger auf verschiedene Weise einschränken, zum Beispiel durch Zensur, Überwachung oder durch die Einschränkung der Freiheit der Meinungsäußerung. In autoritären Regimes ist die Einschränkung der Freiheit oft noch ausgeprägter, da die Regierung oft versucht, ihre Macht zu festigen und Kritik zu vermeiden.

Soziale und wirtschaftliche Ungleichheit kann auch die Freiheit der Menschen einschränken. Wenn Menschen aufgrund ihrer sozialen oder wirtschaftlichen Lage benachteiligt werden, haben sie oft weniger Möglichkeiten, ihr Leben und ihre Zukunft zu gestalten. Sie könnten weniger Zugang zu Bildung, Gesundheitsversorgung oder anderen Ressourcen haben, die ihnen helfen könnten, ihr Potenzial auszuschöpfen. Dies kann dazu führen, dass sie in einem Teufelskreis gefangen sind und Schwierigkeiten haben, ihr Leben zu verbessern.

Es ist wichtig, dass wir uns dessen bewusst sind, wie Regierungen und soziale und wirtschaftliche Ungleichheit die Freiheit der Menschen einschränken können. Wir müssen uns dafür einsetzen, dass die Freiheit aller Menschen respektiert wird und dass wir die Bedingungen schaffen, die es jedem Einzelnen ermöglichen, sein Potenzial auszuschöpfen und ein erfülltes Leben zu führen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt des Themas Freiheit ist die Frage nach der Gerechtigkeit. Freiheit und Gerechtigkeit sind eng miteinander verbunden, da eine Gesellschaft, in der einige wenige Menschen sehr

viel Freiheit haben und andere kaum Freiheit besitzen, nicht als gerecht empfunden wird. Es ist daher wichtig, dass wir uns für eine Gesellschaft einsetzen, in der alle Menschen unabhängig von ihrer Herkunft, ihrem Geschlecht oder ihrer sozialen Stellung die gleichen Freiheitsrechte genießen. Gleichzeitig müssen wir uns aber auch bewusst sein, dass Freiheit und Gerechtigkeit nicht immer leicht zu vereinbaren sind und dass es manchmal schwierige Entscheidungen geben kann, die zwischen diesen beiden Werten abgewogen werden.

Auch die Frage nach Grenzen ist ein bedeutender Faktor in Bezug auf Liberalität. Freiheit ist ein hohes Gut, aber es gibt Situationen, in denen die Freiheit eines Individuums eingeschränkt werden muss, um die Freiheit anderer zu schützen oder um das Gemeinwohl zu fördern. In einer Gesellschaft gibt es daher Regeln und Gesetze, die dazu dienen, die Freiheit des Einzelnen einzuschränken. Es ist daher wichtig, dass wir uns bewusst sind, dass Freiheit und Ordnung miteinander verknüpft sind und dass man sich als Teil einer Gesellschaft auch an die Regeln halten muss, um die Freiheit aller zu schützen.

Freiheit bedeutet nicht nur die Freiheit, das zu tun, was man will, sondern auch die Verantwortung für die Konsequenzen unserer Entscheidungen tragen. Wir müssen uns bewusst sein, dass unsere Handlungen Auswirkungen auf andere haben können und dass wir dafür Verantwortung übernehmen müssen. Es ist daher wichtig, dass wir uns bewusst sind, dass Freiheit und Verantwortung sich formieren und dass man sich als Teil einer Gesellschaft auch für das Wohl aller einsetzen muss.

Ein weiteres wichtiges Thema, das die Freiheit betrifft, ist die Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen, die auf unseren eigenen Überzeugungen und Werten basieren, ohne dass jemand sagt, was man tun soll. In einer Gesellschaft, in der Menschen unterschiedliche Meinungen, Überzeugungen und Lebensstile haben, ist die Freiheit nicht für alle

gleich, wenn man nicht tolerant gegenüber anderen Menschen ist. Es ist daher wichtig, dass man sich bewusst ist, dass Freiheit auch einen Bezug auf Toleranz hat und dass man sich dafür einsetzen muss, dass alle Menschen die Freiheit haben, so zu leben, wie sie es für richtig halten, solange sie dabei die Freiheit anderer nicht einschränken.

Freiheit kann auch bedeuten, dass man die Freiheit hat, seine Träume und Ziele zu verfolgen. Es kann bedeuten, dass man die Freiheit hat, zu lieben, wen man möchte, oder zu heiraten, wen man möchte. Freiheit ist ein wichtiges Konzept, das viele Menschen inspiriert und motiviert.

Zudem gibt es viele Möglichkeiten, wie man die Freiheit nutzen könnte, um positive Veränderungen in der Welt zu bewirken. Zum Beispiel kann man sich für soziale Gerechtigkeit, Umweltschutz und politische Veränderungen in der Welt engagieren. Man kann seine Stimme nutzen, um für Dinge einzutreten, die einem wichtig sind und sich für Organisationen und Gruppen engagieren, die sich für positive Veränderungen einsetzen.

Freiheit ist ein sehr wichtiger Wert, der für viele Menschen auf der ganzen Welt von großer Bedeutung ist. Freiheit bedeutet, dass man in der Lage ist, seine eigenen Entscheidungen zu treffen und für sich selbst zu sorgen. Freiheit ist ein wichtiger Teil der Menschenrechte und der Demokratie. Es gibt jedoch auch Einschränkungen für die Freiheit, um sicherzustellen, dass sie nicht auf Kosten anderer geht. Zum Beispiel gibt es, wie bereits genannt, Gesetze, die das Verhalten von Menschen einschränken, um andere zu schützen oder um sicherzustellen, dass die Gesellschaft ordentlich und gerecht bleibt. Insgesamt ist Freiheit ein wichtiger Wert, der uns erlaubt, unser Leben zu gestalten und für uns selbst und andere zu sorgen.

Freiheit kann auf viele Arten interpretiert werden. Einige Menschen glauben, dass Freiheit bedeutet, dass man tun und lassen kann, was

man will, ohne Rücksicht auf andere. Andere glauben, dass Freiheit bedeutet, dass man die Möglichkeit hat, seine eigenen Entscheidungen zu treffen, solange sie niemandem schaden. Einige glauben, dass Freiheit bedeutet, dass man frei von Unterdrückung und Diskriminierung ist, während andere glauben, dass Freiheit bedeutet, dass man in der Lage ist, seine Träume und Ziele zu verfolgen, ohne von äußeren Faktoren eingeschränkt zu werden.

In jedem Fall ist Freiheit ein wichtiger Wert, der uns erlaubt, unser Leben zu gestalten und für uns selbst und andere zu sorgen.

Freiheit kann auch bedeuten, dass man in der Lage ist, seine Meinung zu äußern und seine Überzeugungen zu vertreten, ohne von anderen eingeschränkt zu werden. Dies ist ein wichtiger Teil der Meinungsfreiheit und der Redefreiheit, die in vielen Ländern durch Gesetze und Verfassungen geschützt sind.

Die Freiheit der Kunst und Kreativität spielt ebenso eine wichtige Rolle. Künstler und Kreative sollten in der Lage sein, ihre Arbeit frei zu gestalten und auszudrücken, ohne Angst vor Zensur oder Repression zu haben. Dies ist ein wichtiger Teil der Meinungsfreiheit und der kulturellen Vielfalt. In vielen Ländern gibt es jedoch Einschränkungen für die Freiheit der Kunst und Kreativität, und Künstler und Kreative werden oft diskriminiert oder verfolgt, wenn sie kontroverse Themen ansprechen oder politische Botschaften in ihre Arbeit einbeziehen. Insgesamt ist die Freiheit der Kunst und Kreativität ein wichtiger Wert, der uns erlaubt, unsere eigenen Geschichten zu erzählen und unsere eigene Kultur zu schaffen, ohne Angst vor Repression oder Zensur zu haben.

Freiheit ist ein grundlegendes menschliches Bedürfnis, das uns erlaubt, unser Leben nach unseren eigenen Wünschen und Bedürfnissen zu gestalten. Es gibt viele verschiedene Arten von Freiheit, einschließ-

lich der Freiheit der Meinungsäußerung der Freiheit der Religion, der Freiheit der Bildung und der Freiheit der Kunst und Kreativität. Jeder dieser Aspekte der Freiheit ist wichtig für unsere individuelle und kollektive Entwicklung und für die Schaffung einer gerechten und demokratischen Gesellschaft.

In einer konstitutionellen Gesellschaftsordnung ist Freiheit ein sehr wichtiges Prinzip. Die Verfassung eines Landes legt fest, welche Freiheiten die Bürger haben und welche Einschränkungen es gibt. Die Freiheiten, die in einer konstitutionellen Gesellschaftsordnung festgelegt sind, umfassen normalerweise noch zusätzlich die Freiheit der Presse und der Wahl. Diese Freiheiten sind wichtig, um sicherzustellen, dass die Bürger ihre Überzeugungen und Ideen ausdrücken können, ohne dass sie dafür bestraft oder unterdrückt werden. Gleichzeitig gibt es auch Einschränkungen, um sicherzustellen, dass diese Freiheiten nicht missbraucht werden, um anderen Schaden zuzufügen.

Letztendlich ist es wichtig, dass wir uns weiterhin für Freiheit einsetzen und uns gegen jede Form von Unterdrückung und Unfreiheit zur Wehr setzen. Nur so können wir sicherstellen, dass unsere Gesellschaften gerecht und frei bleiben.

Dominik Oppermann, 45 Jahre

Einfach nur weg!

„Beeil dich, in einer halben Stunde müssen wir los!“, rief Mama aus der Küche. Ich wusste gar nicht, was ich alles einpacken sollte. Es war der erste August. Ich hatte mein erstes Schuljahr hinter mir, geschafft! Ich konnte schon ziemlich gut lesen. Deshalb packte ich zunächst ein Buch ein. Seit einer Woche war ich jetzt zuhause. Die Decke fiel mir fast auf den Kopf. Alle meine Freunde waren schon im Urlaub. Draußen krachte der Donner, das Wetter war fürchterlich. Meine Mama wirkte hektisch. „Wir müssen uns beeilen!“, beschwor sie mich immer wieder. Ständig schmiss sie Sachen in den Koffer, um sie gleich danach wieder rauszutun und andere Dinge reinzuwerfen. Nur einen Koffer durfte jeder mitnehmen. Und das für eine so große Reise! Ich suchte mir meine Lieblingsklamotten aus und legte sie zum Buch in den Koffer. Am wichtigsten war mein Teddybär: Bärnhard. Bärnhard begleitete mich immer. Bärnhard war für mich ein Stück Heimat. Ich sah aus dem Fenster. Ich wusste nicht, wie ich mich fühlen sollte. Einerseits freute ich mich. Der viele Stress machte, dass Mama oft weinte. Also war es gut, endlich mal wegzukommen. Andererseits wusste ich nicht, was mich dort, wo wir hingehen würden, erwartete. Ich war schon einige Zeit nicht mehr von Zuhause weg. „Wir müssen endlich mal wieder raus, es wird ein Traum! Die Arbeit in den letzten Monaten war so anstrengend“, sagte Mama. Was so anstrengend war, verstand ich nicht. Sie wollten es mir auch nicht erklären. Dafür sei ich noch zu klein, sagten sie. Ich sollte mich einfach auf unsere Reise freuen, dort wäre alles besser. Ich versicherte mich, dass Bärnhard sicher eingepackt war. Ich zog meine Schuhe an. Ich wartete im Flur auf meine Eltern.

„Los jetzt, sonst verpassen wir noch unseren Flug nach Mallorca. Ich kann es kaum erwarten am Strand ein paar Cocktails zu trinken!“,

scheuchte uns meine Mama aus der Tür. Im Hintergrund piff derweil Papa ein Lied.

„Beeil dich, in einer halben Stunde müssen wir los!“, rief Mama aus der Küche. Ich wusste gar nicht, was ich alles einpacken sollte. Es war der erste August. Ich hatte mein erstes Schuljahr hinter mir, geschafft! Ich konnte schon ziemlich gut lesen. Deshalb packte ich zunächst ein Buch ein. Seit einer Woche war ich jetzt zuhause. Die Decke fiel mir fast auf den Kopf. Alle meine Freunde saßen auch daheim. Draußen krachte der Donner, aber das Wetter war herrlich. Meine Mama wirkte hektisch. „Wir müssen uns beeilen!“, beschwor sie mich immer wieder. Ständig schmiss sie Sachen in den Koffer, um sie gleich danach wieder rauszutun und andere Dinge reinzuwerfen. Nur einen Koffer durfte jeder mitnehmen. Und das für eine so große Reise! Ich suchte mir meine Lieblingsklamotten aus und legte sie zum Buch in den Koffer. Am wichtigsten war mein Teddybär: Bärnhard. Bärnhard begleitete mich immer. Bärnhard war für mich ein Stück Heimat. Ich sah aus dem Fenster. Ich wusste nicht, wie ich mich fühlen sollte. Einerseits freute ich mich. Das ständige Donnern draußen machte, dass Mama oft weinte. Also war es gut, endlich wegzukommen. Andererseits wusste ich nicht, was mich dort, wo wir hingehen würden, erwartete. Ich war noch nie von Zuhause weg. „Wir müssen endlich hier raus, es ist ein Albtraum! Hoffentlich finden wir schnell Arbeit“, sagte Mama. Was der Albtraum war, verstand ich nicht. Sie wollten es mir auch nicht erklären. Dafür sei ich noch zu klein, sagten sie. Ich sollte mich einfach auf unsere Reise freuen, dort wäre alles besser. Ich versicherte mich, dass Bärnhard sicher eingepackt war. Ich zog meine Schuhe an. Ich wartete im Flur auf meine Eltern.

„Los jetzt, sonst verpassen wir noch unseren Flug nach Deutschland. Wir sind hier nicht mehr sicher!“, scheuchte uns meine Mama aus der Tür. Im Hintergrund piff derweil eine Bombe.

Leslie Pöchmann, 15 Jahre

Der Ort in meinem Kopf

Gefangen, ungesichtet,
sind wahrlich tiefe Worte.
Doch sei darauf verzichtet,
für mich sind 's nicht die Orte.
Auch ohne dicke Ketten
kann ich mich oft nicht retten,
gefangen in Gedanken,
das lässt mein Frei-Sein wanken.

Ich sehe keine Gitter
doch spüre enge Stränge,
Ich weiß, es ist echt bitter,
zieh's trotzdem in die Länge.
Vor allem, was ich einst genoss
hängt nun ein dickes Schloss.
Bau mir ein Gefängnis
zum eigenen Verhängnis.

Weit weg könnte ich rennen,
träumend zu entweichen.
Würd mich von allem trennen,
doch dabei nichts erreichen.
Alles hat ein Ende,
warum sich dann frustrieren?
Streb lieber nach der Wende,
es reicht sich zu kurieren.

Endlich freie Sicht
statt meterhohen Ranken,
alles scheint so schlicht
kaum öffnet man die Schranken.
Auf einer satten grünen Wiese
vergesse ich die Krise,
bin frei von meinem Denken
und kann mich wieder lenken.

Hierher kann ich gehen,
um das wieder zu sehen,
was meine echte Welt
um einiges erhellt.

Dunja Scerbakov, 19 Jahre

Frei sein

Was bedeutet es, wirklich frei zu sein,
Frei von meiner größten Angst zu sein?
Frei von dem, was mich am frei sein gehindert hat,
Und was mich meine Freiheit gekostet hat?
Wie kann ich einen Schritt weitergehen,
Wenn ich mich selber stoppen seh?
Und wie komme ich durch diese Masse,
Wenn ich die Zeit verstreichen lasse?
Raus aus meinem Tunnelblick
Und rein in meinen Augenblick.
Nun gehe ich meinen Weg mit Kraft.
Frei von allem, was mich niedermacht.
Jetzt stehe ich hier mit voller Energie
So frei wie jetzt fühlte ich mich nie.

Franziska Schmid, 13 Jahre

Gefangen in einem Haus voller Möglichkeiten

Lady Catherines Augen schlugen auf. Sie war müde, todmüde, doch Alice, ihre Zofe, war schon in ihr Zimmer gekommen und riss die Vorhänge auf. „Mylady, welches Kleid wünschen Sie nun für heute Abend? Ich habe das grüne und das rote hinausgelegt. Welches wünschen Sie?“ Lady Catherine war überfordert in diesen Morgenstunden, solch eine komplexe Frage zu beantworten, jedoch musste sie sich wohl entscheiden. „Mylady?“, hakte Alice erneut nach und warf einen scharfen Blick zu ihrer Ladyschaft. Diese jedoch zuckte nur mit den Schultern und richtete sich langsam und verschlafen auf. „Entschuldigen Sie mich Alice, ich nehme das rote“, entschloss sich Lady Catherine und stieg aus dem Bett, das um Welten bequemer hätte sein können, wenn sie ihre Eltern Lord und Lady Shore hätte überreden können, es auf ihrem Anwesen im fernen Wales etwas gemütlicher zu machen. Es war nicht so, dass Lady Catherine undankbar für das wäre, was ihre Eltern je für sie getan hatten, immerhin würden sie alles für sie tun, aber um so länger sie allein in jenem Anwesen feststeckte, vor allem ohne ihre Schwester Britney und Cousin sowie Schwager Henry, war ihr Leben einfach nur zu Tode langweilig. Natürlich war Zofe Alice in etwa ihre beste Freundin, egal wie sehr ihre Eltern dies beäugten, aber es war dennoch nicht dasselbe wie mit Lady Britney oder Henry.

Während Alice Brown, die Zofe ihrer Ladyschaft, diese ankleidete, schwirrten Gedanken um sie herum und auch wenn es ihr leid tat; alles, was Lady Catherine ihr an diesem Morgen erzählte, ging in das eine Ohr hinein und aus dem anderen wieder hinaus. Sie hatte von einer Rede gehört, welche nicht einmal 10 Minuten von jenem Anwesen entfernt war. Es ging um das geforderte Frauenwahlrecht. Möglicherweise war das Alices Chance. Ihre Chance, es der Welt zu zeigen. Doch war dies möglich? Im Jahre 1918? Wohl eher nicht.

„Heute ist eine Rede in der Wellow Street. Ich habe mich gefragt, ob ich wohl hinfahren könnte, Mylady. Sie benötigen mich erst heute Nachmittag wieder, nicht wahr?“ Ihre Ladyschaft nickte, sah in ihren Spiegel, betrachtete sich und lächelte. „Natürlich. Um ehrlich zu sein...“ Für einen Moment stoppte Lady Catherine. Gebannt wartete Alice auf die nächsten Worte. „Ich habe mich gefragt, ob ich nicht mitkommen könnte“. Entrüstet starrte Alice die Lady an. „Mein Gott, sind Sie sich sicher?“ Alice glaubte, nicht richtig gehört zu haben. Laut ihrem Wissen war Lady Catherine noch nie bei solch einer Rede gewesen und sie wäre auch niemals auf die Idee gekommen, eine Lady danach zu fragen. Entzückt nahm die Lady sich ihre gewöhnlichen Ketten und Armringe, schlang sie sich um Hals sowie Arme und sah ihre Zofe erwartungsvoll an. „Ich werde Smith sagen, er solle um ungefähr 14 Uhr den Wagen vorfahren, in Ordnung?“ „Mylady, wir könnten Ärger bekommen! Ich bin eine verheiratete Frau, Sie hingegen müssten ihre Eltern fragen!“, erinnerte Alice hastig die aus dem Zimmer hinausgehende Lady. Diese jedoch lächelte nur. „Wo liegt Ihr Problem? Sie sorgen sich doch nur unnötig um mich“.

Mit diesen Worten ließ sie ihre Zofe, mit einem Dutzend Kleidern in der Hand, stehen und ging hinaus, um Smith, dem Chauffeur, Bescheid zu geben, er solle den Wagen vorfahren.

Mit zitterndem Leib saß Alice Brown im Automobil und zerbrach sich den Kopf, was wohl passieren würde, wenn Lord und Lady Shore herausfinden würden, dass die beiden auf dem Weg zur Wellow Street waren. Vielleicht würden ihre Eltern es nicht einmal schlimm finden, aber woher sollten sie es wissen?

Die Wahrscheinlichkeit, dass zwei Royalisten es nicht unbedingt großartig fänden, wenn ihre älteste Tochter politisch auf „die falsche Seite“ wechseln würde, war wohl ziemlich klar. Dass Alice Republikanerin war, war wohl das Einzige, was damals den Butler des Anwesens für einen Moment hatte überlegen lassen, ob sie Alice einstellen wollen. Dabei war Alice nicht einmal stolze Republikanerin. Sie sah nur keinen Sinn

dahinter, wieso andere Leute andere Rechte haben sollten, nur weil sie in anderen Verhältnissen geboren wurden. Wo war der Sinn dahinter? Und wieso war sie eigentlich nur eine Frau? Wieso hatte Sie nicht dieselben Möglichkeiten wie ihr Ehemann sie gehabt hatte? Wieso konnte sie nicht wählen gehen, nur weil sie einen anderen Körper besaß als jemand anderes? Wieso durften Könige und Königinnen über Länder bestimmen, nur weil sie in reichen Verhältnissen geboren waren? Nur weil sie angeblich ein anderes Geburtsrecht hatten?

Alice hatte nie die Möglichkeit gehabt, ihre Gedanken laut auszusprechen, außer vor ihrem Mann. Ihr Mann war im Krieg gefallen. Michael war der einzige, dem sie alles hatte erzählen können. Er war nur zwei Jahre älter als Alice gewesen und... zu perfekt, um wahr zu sein. Zu sehr war er dieser eine Prinz, auf den jedes kleine Mädchen hofft. Er war perfekt.

Und dann wurde Alice von einem Tag auf den anderen alles genommen und Lady Catherine war für sie da gewesen, wie sie es nicht hätte sein müssen. Sie hatte sie jeden Tag getröstet, an dem sie erneut weinen musste. Sie hatte ihr jeden Tag zugehört und sich die Geschichten angehört, die sie unbedingt loswerden musste. Sie hatte an einem Tag sogar mit ihr geweint. Immerhin hatte sie immer noch Angst um die vielen Männer, die sie schon von Kindheit kannte und die immer noch im Krieg kämpften.

„Wie erfrischend“, rief Lady Catherine übertrieben laut, um ihrem Vater weiszumachen, dass sie heute noch zu keiner Stunde draußen gewesen war, was natürlich gelogen war. Sie war mit Alice bei der Rede in der Wellow Street gewesen. Es hieß, dass alle Frauen wählen dürfen, die über 30 Jahre alt waren und einen bestimmten Mindestbesitz hatten. Doch was sollte Catherine davon halten? War dies genug?

Sie war bisher nicht unbedingt die Wilde gewesen. Sie war nicht die, die sich verbotenerweise mit Männern getroffen hatte, sondern die, die immer zu Hause geblieben war. Jedoch hatte sie jeden Mann, dem sie je begegnet war, abgelehnt. Es war nie der Richtige gewesen.

„Wir müssen langsam über eine Heirat nachdenken, das weißt du, oder?“, fing ihr Vater langsam an, doch Lady Catherine hob nur die Hand. „Ich werde keinen Mann heiraten, den du mir aufzwingst“, stellte sie sofort klar.

Lord Shore wurde rot, so als ob ihm gleich der Kragen platzen würde. „Langsam verliere ich die Geduld, Catherine! Du bist 26. Es ist allerhöchste Zeit. Es ist eigentlich schon viel zu spät. Du hättest schon so viele Männer heiraten können, aber nein! Irgendeiner muss es sein, dass weißt du ...“ Wütend sah Lord Shore sie an und stapfte weiter durch das Gras, ohne darauf zu achten, dass er an Lady Catherines Sonnenschirm hängengeblieben war.

Es war Winter und ein Sonnenschirm war völlig sinnlos, allerdings genoss die Lady es trotzdem. Sie spazierte über den von einer weißen Schicht bedeckten Rasen, mit den Blüten an den Sträuchern.

War sie glücklich? Oder kam das Glück erst mit dem richtigen Ehemann, so wie man es ihr all die Jahre gelehrt hat? Könnte sie nicht auch so glücklich sein? Allein, in einem großen Haus? Die Rede in der Wellow Street hatte ihr heute sehr gefallen. Vielleicht sollte sie sich mehr politisch engagieren oder mehr für all die verletzten Soldaten tun. Sie sollte sich nützlich machen und nicht tadellos herumstehen und allein in einem riesigen Haus gefangen sein.

Und genauso fühlte sie sich. Gefangen in einem riesigen Haus – einem Haus, das ihr alle Möglichkeiten bot. Aber nicht die, die sie wollte. Sie interessierte keine Heirat, schicke Kleider und Bälle. Sie wollte etwas für die Welt tun. Und wenn sie in diesem Bereich jemand unterstützen würde, dann ihre Zofe Alice.

Alicees Mund war stehen geblieben. „Mylady, Sie haben in ihrem Leben eine Aufgabe zu erfüllen. Ich habe keine. Wollen Sie diese Aufgabe wirklich in Frage stellen?“ Irritiert sah Lady Catherine ihre Zofe an. „Sie wollen mich nicht unterstützen?“ „I-ich“, stotterte Alice sanft. Sie hatte keine Ahnung, was sie sagen sollte. „Ich finde Ihren Willen bewundernswert, aber sind Sie sicher? Sind Sie bereit für die Welt da

draußen?“ Alice sah, wie die Wut in ihrer Ladyschaft aufkam. Alice hatte sie verärgert. Zitternd stand sie mit dem glitzernden rubinroten Kleid in der Tür zu Lady Catherines Schlafzimmer, während sie ihre Kette auf den Tisch warf.

„Verstehen Sie denn nicht? Ich habe eine Aufgabe im Leben zu erfüllen! Eine Aufgabe, und zwar reich zu heiraten... ich verstehe einfach nicht, wo der Sinn dahinter ist...“ Lady Catherine schnaubte kurz und sah wütend in den Spiegel. „Ich dachte, Sie würden das verstehen, Alice“. Traurig sah Alice auf den Boden und verließ schweigend den Raum. Sie konnte nicht tun, was Lady Catherine von ihr verlangt hatte. Sie konnte nicht ihren Beruf für so etwas aufgeben. Egal wie wichtig es ihr war. Sie hielt immer noch den Zettel in der Hand, den die Lady ihr gegeben hatte.

„Schäme dich nicht eine Frau zu sein – kämpfe für dich und deine Rechte! Sei frei! Versuche, dich nicht zu verstecken! Es ist nichts falsch daran, eine Frau zu sein!“

Rasch zerriss sie das Papier und rannte zum Kamin, der sich im Dienstbotenzimmer befand. Egal, wie sehr sie diese Art von Frei sein unterstützte, sie konnte keine Flugblätter verteilen – nicht im Dorf und erst recht nicht im Dienstbotenzimmer. Es würde jeder sofort wissen, dass sie es war. Sie war Republikanerin und obwohl es etwas völlig anderes war, ob man gegen den König und die Monarchie war, oder für Frauenrechte, spielte das für die Briten keine Rolle. Es war dasselbe.

Hastig huschte Alice die vielen Treppen nach unten in ihr Zimmer, das sie sich mit einem Hausmädchen namens Linn teilte. Linn huschte gerade im Haus umher und erledigte dies und jenes für Lady Shore. Alice wechselte kurz einen Blick mit dem Spiegel und sah nach dem rubinroten Kleid, das sie gerade noch in der Hand gehabt hatte. Sie hatte es wohl im Zimmer Lady Catherines vergessen. Sie konnte nicht noch einmal hineingehen. Nicht bevor der Nachmittag angebrochen war und sie die Lady einkleiden musste.

Sanft klopfte jemand an Lady Catherines Tür. Sie schreckte auf. Dann ging es jetzt wohl schon los. Rasch sperrte sie die Tür zu. „Ihre Ladyschaft? Sind Sie wohl auf?“, kam die Stimme ihrer Zofe. Lady Catherine fing absichtlich laut zu husten an. „Mir geht es in Wirklichkeit nicht sonderlich gut, Alice... Es sind furchtbare Kopfschmerzen. Und so ein Brechreiz ... ich kann unmöglich heute zum Ball gehen“, sagte die Lady so krankhaft, wie sie nur konnte.

Verzweifelt klopfte Alice erneut an der Tür. „Lassen Sie mich bitte hinein, Mylady. Es macht mir nichts aus, wenn Sie nach Brechreiz riechen...“ „Nein!“, erwiderte Catherine schneller als sie es eigentlich gewollt hatte. Sie atmete kurz durch. „Sagen Sie Lord und Lady Shore ich sei nicht wohl auf und kann heute Abend nicht zum Ball ... die beiden sollen aber bitte hingehen und sich vergnügen! Sagen Sie Ihnen, ich wünsche viel Spaß...“ „Aber Mylady, ich kann doch nicht!“ „Natürlich können Sie!“

Leise, dumpfe Schritte entfernten sich von dem Zimmer der Lady.

Diese atmete erleichtert auf und setzte sich rasch an ihren Schminktisch, nahm ein neues Papier und schrieb ein neues Flugblatt mit der Aufschrift: *„Schäme dich nicht dafür, eine Frau zu sein!“*

Als Alice Brown am nächsten Morgen den Dienstbotenraum betrat, kamen kichernde Hausmädchen auf sie zu gerannt und bombardierten sie mit Fragen: „Wie sind Sie nur auf diese Idee gekommen?“ „Haben Sie denn keine Furcht, dafür zahlen zu müssen?“ Irritiert sah Alice sie an, als plötzlich der Butler ins Dienstbotenzimmer kam. Seine Augen funkelten voller Wut und er fixierte Alice. „Wie können Sie es wagen? Sie sollten sich schämen! Ich werde sofort mit seiner Lordschaft reden!“ Alice verstand rein gar nichts. Was hatte sie denn nun schon wieder falsch gemacht? Mit wütender Miene drückte der Butler ihr einen Zettel in die Hand und verließ mit großen Schritten den Raum. Von Unverständlichkeit überfallen, las Alice das Papier. Ihr Blick erstarrte.

„Sie sind überall. Die Zettel, meine ich“, flüsterte das Hausmädchen Linn ihr ins Ohr. Mit wütendem Blick wartete Alice, bis Lady Catherine läuten würde.

„Ich will so etwas wirklich vermeiden, Eure Lordschaft, aber ich sehe keinen Ausweg!“, gab der Butler gegenüber Lord Shore zu, dieser nickte verständlich. „Ich verstehe... aber sollten wir dem Mädchen denn nicht noch eine zweite Chance geben? Sie ist bestimmt noch völlig durcheinander. Ihr Mann ist ein tapferer Soldat im Krieg gewesen, das dürfen wir nicht vergessen...“ Während der Butler des Anwesens und Lord Shore in der Bibliothek diskutierten, blieb Lady Catherine das Herz stehen, deren Ohr an der Tür der Bibliothek lauschte. Sie hatte nach dieser langen Nacht voller Zettel verteilen kaum geschlafen, vielleicht zwei Stunden. Die Lady hatte ihre leichtesten Kleider angezogen, sodass sie niemand im Dorf erkannt hatte und war schleichend durch das Dienstbotenzimmer und die Küche gelaufen. Doch dass man ihre Zofe Alice verdächtigen könnte, hatte sie nicht bedacht. Nun verstand sie auch, wieso Alice heute morgen so kühl zu ihr gewesen war. Aber ihr Vater würde Alice schon noch eine zweite Chance geben und möglicherweise hatte Catherine schon ein paar Bewunderinnen ihrer Zettel erreicht.

Die Zettel nahmen kein Ende. Es waren über zwei Wochen vergangen, seit die ersten Flugblätter im fernen Wales aufgetaucht waren. Nach jedem Flugblatt wurde Alice Brown noch kritischer im Haus bäugt. Lady Catherine schien es zu genießen. Sie konnte etwas tun, ohne von ihren Eltern dafür bestraft zu werden. Sie konnte etwas bewegen, ohne das direkt über sie geredet wurde. Sie war regelmäßig mit anderen Ladies, die ihre Ansichten teilten, in Kontakt, die ihrem Beispiel gefolgt waren und auch Flugblätter verteilten. In den Blättern wurde über alles mögliche gesprochen. Es wunderte Alice, dass man die Blätter nicht schon verboten hatte.

Lady Catherine war weiterhin enttäuscht von Alice, dass sie ihr nicht geholfen hatte, während Alice alles kontrollierte, was ihre Ladyschaft tat. Immerhin war sie ihre Freundin, egal was sie auseinandergebracht hatte. Als Alice Ende Februar von seiner Lordschaft gerufen wurde, um in den Salon zu kommen, war ihr bewusst, was nun anstehen würde. Sie musste wohl ihre Kündigung einreichen.

Sie musste gehen, und es war die Schuld ihrer Ladyschaft. Die Flugblätter flogen überall im Haus herum. Sie würde ihre Arbeit wegen einer kämpfenden Frau verlieren.

„Sie wissen, wieso Sie hier sind, Alice?“, fing Lord Shore an und versuchte eine peinliche Stille zu vermeiden. Alice nickte. „Ich soll meine Kündigung einreichen, Mylord?“, antwortete sie beschämt. „Aber hören Sie: ich war es nicht!“ Doch der Lord hörte ihr kaum zu. Er glaubte ihr nicht. Wieso sollte er auch? Sie war nur eine Zofe.

Alice verstand. Ein Gespräch würde nichts mehr nützen, außer sie würde ihre Ladyschaft verraten und das würde sie nicht wagen.

Mit zitterndem Leibe machte sie einen Knicks vor Lord Shore und wollte die Bibliothek schon verlassen, als plötzlich eine laute Stimme sie zurückhielt. „Ich war es!“

Lady Catherine stand in der Tür. Sie trug ein blaues fließendes Kleid, mit fein eingearbeiteten Ornamenten und dazu passende silberne Handschuhe. Rebellig hatte sie ihre Haare aus dem Zopf gelöst und ihre Miene war alles andere als das Mädchen, zu dem ihre Eltern sie großgezogen hatten.

Sie hielt einen Stapel Flugblätter in der Hand und drückte sie ihrem Vater in die Hand. Mit wässrigen Augen sah Alice sie an. Womöglich war Lady Catherine wirklich ihre Freundin. Das Entsetzen stand Catherines Vater ins Gesicht geschrieben. „Wie kannst du es wagen?“, flüsterte er und schmiss die Blätter auf den Teppichboden. Seine Stimme wurde lauter und das Gesicht seiner Lordschaft wurde rot wie eine Tomate. Er schnaufte. War seiner Tochter denn alles gleichgültig?

Ihre Zofe hatte seiner Tochter wohl völlig den Verstand genommen. „DU HAST EINE AUFGABE ZU ERFÜLLEN. DU WIRST HEIRATEN UND DIR EINEN STAND IN DER GESELLSCHAFT VERSCHAFFEN UND DU... DU TUST DAS GEGENTEIL!“ Lady Catherine fing an zu lachen. Sie war nun völlig in ihrem Element. Ja, ihre Eltern hatten viel für sie getan. Aber womöglich war das, was ihre Eltern alles für sie getan hatten, nicht das, was sie wollte.

„Bei aller Liebe Vater. Alles, was ihr beide wollt, ist eine Tochter, auf die ihr stolz sein könnt. Eine Tochter, die perfekt ist. Eine Tochter, die wie ihr ist. Die ihren perfekten reichen Ehemann findet und am besten zwei Söhne zur Welt bringt. Es geht nicht darum, was ich will. Es ging nie darum. Willst du das denn nicht verstehen? Ich möchte nicht auf Bälle gehen und mit Männern tanzen. Ich will etwas bewegen auf dieser Welt. Und... ja. Ja, ich bin nur eine Frau! Na und? Frauen können genauso viel tun wie Männer. Wo ist der Sinn hinter all diesem Schwachsinn...?“ „Catherine, du hörst jetzt sofort auf! Das ist doch lächerlich!“ „Lächerlich? Ich will frei sein! Ich will ich sein. Ich möchte nicht länger nach eurer Pfeife tanzen! In meinem ganzen Leben ging es darum, den richtigen Mann zu finden. Aber jetzt begreife ich erst, dass das hier erst der Anfang war... Ich möchte leben! Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendetwas falsch daran ist, frei sein zu wollen...“

Eine Stille umgab den Raum. Es schien, als wäre nun alles ausgesprochen. Lord Shore nahm einen tiefen Atemzug und verließ den Raum.

Lady Catherine war mittlerweile alt geworden. Sie hatte den 1. und den 2. Weltkrieg überstanden, hatte einen Mann hohen Standes geheiratet und hatte zwei Söhne. Aus ihr war, was dies anging, genau die Frau geworden, die ihre Eltern sich immer gewünscht hatten. Aber Lady Catherine war alles andere als das. Sie hieß nur Catherine, wohnte in einem kleinen Cottage in London, engagierte sich für Frauenrechte und war womöglich die größte Feministin, die man sich vorstellen konnte. Sie lebte seit dem Tod ihres Mannes mit ihrer besten Freundin Alice zusammen und jeden Tag taten sie das, wofür die beiden Frauen bestimmt waren.

Sie interessierte es nicht, was die Menschen über ihre Meinung dachten. Sie achteten nicht auf skeptische Blicke. Sie kämpften für ihre Rechte. Sie waren frei.

Lea Schwarz, 18 Jahre

Frei sein

Für manche ist frei sein wie high sein, ein Joint im Mund und keine Sorgen ohne Grund.

Auf der Wiese liegen, das schöne Wetter genießen. Spazieren gehen, um den Gedanken zu entfliehen, oder entspannt im Urlaub liegen. Deine Lieblingsmusik hören und nichts kann dich stören. Viel mit guten Freunden lachen und Blödsinn machen. Im Regen tanzen, auf dem Dach die Sterne sehen und von zu viel Alkohol übergeben. Selbst frei entfalten, sich aus Streitereien raushalten.

Sonnenstrahlen scheinen ins Gesicht, solche schönen Momente vergisst man nicht.

Aus Fehlern und für Abschlüsse lernen und sich von den Eltern entfernen. Durch Lehrkräfte erfahren, über die Ereignisse, die einst waren. Das, was gestern war, kann auch heute sein, wir halten zusammen und lassen keinen allein. Gemeinsam die Ketten sprengen, die Vergangenheit nicht verdrängen.

In der Freizeit, wie ein Vogel über den Wolken fliegen, sehen wie sich Menschen auf der Erde bekriegen. Die einen verlieren und die anderen siegen.

Wir haben das Recht unsere Meinung frei zu sagen, andere müssen erst danach fragen. Uns ist es erlaubt in die Schule zu gehen, andere müssen bei schwerster Arbeit stehen. Unterdrückung, Versklavung und Missbrauch von jemanden in einem anderen Land, oft sind die Fälle nicht bekannt. Denn alles geht illegal von der Hand. Aber in

Deutschland ist das nicht der Fall, denn Freiheit ist bei uns im Grundgesetz gegeben, das wollen wir auch alle erleben.

Trage was du willst und glaube an was du möchtest und liebe, wo dein Herz dich hinträgt. Egal wer es hinterfragt oder etwas dagegen sagt. Danach solltest du streben, denn es ist dein Leben.

Juliane Singer, 13 Jahre

Frei sein

Frei sein, das ist wie Fliegen,
über Berge, durch die Lüfte ziehen.
Keine Ketten, keine Fesseln,
kein Zwang, kein Stolpern über Schwellen.

Frei sein, das ist wie Wind,
der durch die Wälder zieht geschwind.
Unabhängig, ungebunden,
ohne Grenzen und ohne Stunden.

Frei sein, das ist wie ein Traum,
in dem alles möglich scheint ohne Zeit und Raum,
offen sein für Ideen und Visionen,
für neue Wege und Missionen.

Frei sein, das ist wie ein Feuer,
das brennt und lodert ohne Steuer.
Unbezwingbar, unbesiegbar,
immerfort und unverlierbar.

Frei sein, das ist wie ein Lied,
das in die Welt hinauszieht und fliegt.
Inspirierend, befreiend, wunderschön,
das Herz erfüllt und den Geist befreit in höchste Höhen.

Frei sein, das ist wie ein offenes Meer,
das uns lockt und einlädt zu jeder Stund' und zu viel mehr.
Wir können schwimmen, tauchen, segeln,
uns treiben lassen, ohne Zwang und Fesseln.

Frei sein, das ist wie ein heller Stern,
der uns den Weg zeigt, nah und fern.
Freiheit schenkt uns Kraft und Mut und Licht,
lässt uns frei sein, wie ein Vogel im Flug ohne Gewicht.

Frei sein, das ist wie ein schönes Gedicht,
das uns inspiriert, befreit und erfüllt mit Licht.
Es lässt uns atmen, leben und sein,
in vollkommener Freiheit, zu jeder Zeit zusammen und allein.

Also lasst uns Freiheit neu schätzen,
ohne andere dabei zu begrenzen,
denn nur so können wir anstelle zu verletzen,
die Schönheit, die uns diese Freiheit bringt für alle unterstützen.

Lena Vossman, 13 Jahre

Gefangen

Ich sitze auf dem schmutzigen Betonboden und starre auf die Wand. Abgeplatzter Mörtel und Schimmelpilze bedecken die Oberfläche. Ob dahinter der echte Himmel ist? Ob es dahinter freie Menschen gibt? Wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich kommt dahinter noch eine trostlose Zelle wie meine, noch eine Mauer, noch mehr Stacheldraht, noch mehr Grau.

Ich stelle mir vor, dass es draußen regnet. Aus den dunklen Gewitterwolken fallen unzählige Tropfen auf die rissige Erde. Ich wünschte, ich könnte mich an die Farben erinnern.

Wenigstens sehe ich noch die Wolken. Obwohl sie nicht bunter sind als der Rest hier, gefallen sie mir. Sie sind zwar grau, aber nicht so beengend, so hart, so abtötend wie meine Zelle hier. Unter den Wolken fühlt man sich so frei. Ich seufze. Das bin ich schon lange nicht mehr. Ich wende meine Aufmerksamkeit wieder den Regentropfen zu. So klein, so schnell, so nass. Wasser. Meine brennende Kehle lechzt danach.

Ich schließe die Augen, um den quälenden Durst nicht länger zu spüren. Wie lange bin ich schon hier, wie lange sitze ich schon hier? Wie lange kann ich mich schon nicht mehr bewegen? Wie lange war ich schon nicht mehr draußen? Fragen schießen durch meinen Kopf und zerschießen ihn förmlich mit grellen Lichtblitzen. Ich werde verrückt. Ich spüre, wie etwas in mir immer mehr auseinanderbricht. Bald bin ich kaputt. Ich kann nicht mal mehr lesen.

Früher war das das Wichtigste für mich.

Schreiben und Lesen. Artikel um Artikel habe ich geschrieben, mein ganzes Leben. War alles umsonst? Veröffentlicht wurden nur die Lügen. Und alle mussten sie glauben.

Verbittert suche ich nach Gesichtern in den Flecken an der Wand.

Menschen habe ich zuletzt gesehen, als ich noch nicht hier war. Noch frei war. Ich schluchze. Mein Körper bebt. Sie lassen mich mit niemanden in Kontakt kommen. Ich denke an meine Schwester. Ob sie auf mich wartet? Das soll sie nicht. Zorn steigt in mir auf. Ich schlage auf den Boden. Die erste Regung seit langem. Meine Fingerknöchel beginnen zu schmerzen und laufen rot an. Die erste Farbe seit langem. Ich betrachte meine geschwollenen Finger. Sie erscheinen mir so farbig, so weich, so schön. Früher haben sie mal einen Stift gehalten. Ich lächle. Es kommt mir so vor, als würde ein winziger Sonnenstrahl die Ritzen in der Mauer durchdringen und mir direkt ins Gesicht scheinen. Ich recke mich ihm entgegen, als er alles um mich herum aufleuchten lässt. Ich atme tief ein und aus. Freiheit spielt sich im Kopf ab.

Oskar Wache, 22 Jahre

Catull und die Nullstellen

Vorgestern war er mit starken Kopf- und Gliederschmerzen aufgewacht. Schüttelfrost, unsäglicher Husten und Schnupfen hatten sich erst später eingestellt. Zunächst war er von einer gewöhnlichen Grippe ausgegangen. Als er aber die zwei Striche auf dem Schnelltest sah, den er von seiner Mutter förmlich aufgedrängt bekam, war klar, dass er sich mit dem Corona-Virus infiziert hatte. Jener mysteriösen Atemwegserkrankung, die seit Wochen Thema Nummer eins in den Nachrichtensendungen des Landes und vieler zwischenmenschlicher Gespräche war. Eigentlich hatte er sich nie wirklich für das Virus interessiert – aus China kam es, so viel wusste er und es konnte gefährlich werden. Aber in seinem jugendlichen Leichtsinn hatte er überhaupt nicht mit einer eigenen Infektion gerechnet und schon gar nicht an die Folgen gedacht, die eine Erkrankung wenigstens kurzfristig haben würde. Dabei hatten ihn seine Eltern noch gewarnt, als er am Wochenende mit seinen Freunden ausgehen wollte. Er solle unbedingt an die Maskenpflicht denken und überhaupt Abstand halten. Solche Predigten gingen ihm ungemein auf die Nerven. Gerade erst war er 16 Jahre alt geworden und konnte nun wie die anderen aus seiner Clique bis Mitternacht ausbleiben. Verstanden seine Eltern nicht, dass er nun sein eigenes Leben führen und Entscheidungen treffen wollte, die nicht vorgegeben waren? Frei sein, das wollte er und es hatte sich gut angefühlt. Niemand, der ihm sagen konnte, wann er heim zu gehen und wie er sich zu verhalten habe. Zum ersten Mal im Leben hatte sich der Jugendliche „erwachsen“ gefühlt.

Nun aber saß er in seinem Zimmer in Corona-Isolation und durfte keinen Fuß vor die Tür setzen. Wahrscheinlich hatte er den Raum, in dem er seine ganze Kindheit verbracht hatte, niemals zuvor so in-

tensiv wahrgenommen. Wenn er im Bett lag, konnte er auf eine Stelle der Wand schauen, an der die Tapete abplatzt, das Bild über seinem Schreibtisch hing schief und der Stapel Flugzeug-Zeitschriften war in sich zusammengefallen. Insgeheim musste er seinen Eltern zustimmen – er hätte wirklich dringend aufräumen müssen. Inzwischen, da war er sich sicher, kannte er jeden Quadratzentimeter seines Zimmers auswendig. So schnell war es mit der neu gewonnenen Freiheit, die ihn wenige Tage zuvor noch so sehr in Euphorie versetzt hatte, auch schon wieder vorbei. Selbst seinen Weg zur Toilette musste er so planen, dass er möglichst keinem anderen Familienmitglied begegnete. Beide Eltern waren Risikopatienten und er wollte sie keinem unnötigen Risiko aussetzen. Genau genommen hatte er dies mit seiner Feierlaune ja schon getan. Die meiste Zeit verbrachte er nun mit Streaming-Diensten, sich ausruhen und ja, einen Blick in sein Buchregal hatte er auch schon geworfen. Und dann, wenn er von seiner Lieblingsserie genug hatte, seine Bücher nicht mehr sehen konnte und er auch kein Auge mehr zubekam, setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann er über die Welt „da draußen“, die Welt jenseits seines Zimmers nachzudenken, die für ihn im Moment so nah und doch so fern war. Zeit genug dafür hatte er jedenfalls.

Da waren seine Freunde, die nun ohne ihn auskommen und die morgen eine Latein-Klausur schreiben mussten. Er konnte die drei förmlich zittern sehen. Sie alle waren nicht besonders gut in Latein und verdrückten sich während des Unterrichts gerne in die letzte Reihe in der Hoffnung, dass ihnen dort eine allzu rege Teilnahme am Unterrichtsgeschehen erspart bliebe. Meistens aber ging dieser Plan nicht auf, weil die Lehrer ganz genau wussten, wer sich in die letzte Reihe setzte. Was wollte man schon mit einer Sprache, die tot war, also sowieso von niemandem mehr gesprochen wurde? Ein Lächeln umspielte seine Lippen, weil er durch die Infektion von der Klausur verschont blieb. Die Interpretation von Gedichten des römischen Dichters Catull ödete ihn schrecklich an. Es war wirklich ein glücklicher Zufall, denn er hatte

„vergessen“, für die Prüfung zu lernen. Nun hatte ihm das Schicksal eine zweite Chance eingeräumt. Diesmal wollte er sich besser vorbereiten, ganz bestimmt. Und vom Matheunterricht blieb er vorerst auch befreit. Den Mathelehrer Herrn Frank, ein Mann mit seltsamer Fistelstimme und Anzügen, die aussahen, als seien sie schon 1980 unmodern gewesen, hatte er ohnehin noch nie leiden können. Auf der anderen Seite war es schrecklich langweilig, die ganze Zeit zwangsweise im eigenen Zimmer bleiben zu müssen und ein bisschen vermisste er die spöttischen Neckereien seiner Freunde, wenn er es schon wieder nicht schaffte, den Nullpunkt einer Gleichung an der Tafel zu bestimmen. Was hätte er nun dafür getan, hinauszudürfen. Niemals zuvor war ihm bewusst derart die Freiheit entzogen worden, niemals zuvor war er derart abgeschlossen von der restlichen Welt gewesen.

Überhaupt dachte er: Schule ist schon ein seltsames Konstrukt. Wir, die Schüler, werden in Klassen und Kurse eingeteilt und von Lehrern unterrichtet, ohne jemals nach unserer Meinung und unseren Wünschen gefragt zu werden. Wieso muss ich Formeln lösen und Mitochondrien zeichnen können, obwohl ich niemals Naturwissenschaftler werden möchte? Wäre es nicht besser, wenn ich mir ganz allein aussuchen könnte, ob und was ich lernen möchte? Wenn ich nun überhaupt nicht mehr lernen und zur Schule gehen, vielleicht auch niemals eine Ausbildung machen oder studieren würde, wäre ich dann nicht gänzlich frei? Schließlich müsste er sich dann ja keinem System mehr anpassen. Für einen kleinen Augenblick schien ihm dies eine ernsthafte Option zu sein. Frei von allen Zwängen, das wäre toll! Dann allerdings durchzuckte ihn der Gedanke an seine Eltern, die schon so oft gesagt hatten, wie stolz er sie machen würde, wenn er als Erster in der Familie studieren würde. Beinahe hatte er den Eindruck, dass der Wunsch der Eltern mehr einer Verpflichtung gleichkam. Mehr als einmal hatten sie ihn, wenn er mit schlechten Noten nach Hause kam, daran erinnert, er solle die Chancen, die sie selbst niemals hatten, besser nutzen. In diesen Momenten meinte er einen zentnerschweren Druck auf seinen

Schultern wahrzunehmen. Oftmals fühlte er sich dann eingeengt und ja, ein wenig fürchtete er sich auch vor der Möglichkeit des Scheiterns. Trotzdem war er sich sicher: Auf seine Eltern konnte er sich verlassen, das gab Sicherheit.

Lieber hing er weiter der Vorstellung nach, niemals wieder lernen oder arbeiten zu müssen. Wie paradiesisch diese Vorstellung war. Befreit von allen Verpflichtungen könnte er sich ganz seinen Hobbys und Interessen widmen und müsste seine Zeit nicht mehr mit sinnloser Theorie vergeuden. Ja, er würde in dieser neu gewonnenen Unabhängigkeit aufgehen können, das wusste er. Die Möglichkeiten, seine neu gewonnene Freiheit zu füllen, schienen ihm zum Greifen nahe und gleichzeitig unendlich weit weg. Obwohl: Wovon sollte er einmal leben, wenn er nun seinen innersten Wünschen nachgeben würde? Er wusste, ohne wenigstens eine Schulausbildung würde er es schwer auf dem Arbeitsmarkt haben. Sicher, Ausnahmen gab es, aber wie realistisch wäre ein solcher Glücksfall. Und außerdem würde Arbeit direkt in die nächste Unfreiheit führen, oder? Die neu erdachte Freiheit war von einem auf den anderen Moment in sich zusammengefallen. Brauchte es also vielleicht auch Unfreiheit, die sich beispielsweise in einer Schulausbildung, Normen oder einem Beruf ausdrückte, damit Freiheit in anderen Bereichen, wie etwa seinen Hobbys möglich wurde? Nur wenn er einen Abschluss machen und einen Job finden würde, würde er eines Tages ausziehen und seine Hobbys finanzieren können. Sicherlich wollten seine Eltern nicht ewig für ihn aufkommen und beherbergen wollen.

Ihm wurde klar: Frei zu sein, bedeutet auch, Verpflichtungen nachkommen zu müssen. Wenn er erst einmal unabhängig wäre, würde er sich selbst um sämtliche Termine kümmern und auch einen eigenen Haushalt führen müssen. Wäre er dann überhaupt noch frei oder von einer Unfreiheit direkt in die nächste gerutscht? Versicherungen brauchte man auch und allein das Wort „Steuererklärung“ ließ ihn er-

schaudern. Warum lehrte die Schule eigentlich nichts davon? Die Erfüllung jener neuen Verpflichtungen aber brauchte zwangsläufig Zeit, die dann an anderer Stelle fehlen würde. Neue Freiheit würde es nur im Tausch mit Unfreiheit geben. Die Eine konnte nicht ohne die Andere auskommen – beide hingen unwiederbringlich zusammen. Absolute Freiheit konnte er diesem Sinne nach gar nicht erreichen, sondern sich „nur“ in eine Position bringen, die am wenigsten unangenehm bzw. größtmöglich angenehm war. Niemals wäre es möglich, ohne Einschränkungen, in einer Situation der absoluten Freiheiten zu leben. Vielmehr nahm er sich vor, die vielen kleinen und großen Annehmlichkeiten seines Alltags mehr und besser zu würdigen. Und während er noch Pläne für die Zukunft schmiedete, fielen ihm die Augen zu. Die Infektion hatte ihn wohl doch mehr geschlaucht, als er wahrhaben wollte. Und so fiel er in einen unruhigen Schlaf, aus dem er einige Stunden später und ein wenig näher an der Genesung, wieder erwachte.

Als er nach – wie er meinte – unendlich langen zwei Wochen die Corona-Isolation verlassen durfte, hatte er sich verändert. Während der Isolation war ihm klar geworden, wie wertvoll die alltägliche Freiheit ist. Schon oft hatte er von Staaten gehört, die ihren Bürgern weniger oder sogar gar keine Freiheiten einräumten. In welcher anderen und undankbarer Welt diese Menschen leben mussten. Gleichzeitig wusste er nun auch: Freiheit kann auch anstrengend sein. Wer frei ist, ist für sich selbst verantwortlich und muss auch für sich selbst einstehen. Außerdem konnte es ohne Unfreiheit keine Freiheit geben. Kein Mensch, unabhängig von Hintergrund und Neigungen, konnte jemals ganz frei sein. Auf jede Art der Freiheit folgte stets auch eine der Unfreiheit und andersherum – ein Kreislauf ohne Unterbrechung. Nur durch Abgrenzung können beide Pole zur Geltung kommen. Heute bedeutete für ihn der negative PCR-Test Freiheit, auch, wenn er sich nun wieder den Nullstellen und Wendepunkten im Matheunterricht von Herrn Frank widmen musste. Und dann warteten da ja noch die ungeschriebene Latein-Klausur und der Dichter Catull...

Anna Wagner, 43 Jahre

Freiheit ist da, wo wir suchen

An freien Tagen geh` ich manchmal in die Berge.
Ich sehe die weißen Gipfel, im Tal das Land der Zwerge.
Mit geschlossenen Augen präge ich mir den Anblick ein
und spüre tief in mir: das muss Freiheit sein.

Spaziere ich abends durch die schöne Natur,
fühle ich, dieser Anblick bringt die Seele wieder in die Spur.

Steh` ich am Strand, dann wünsch ich mir sehr,
ich wäre ein Fisch im unendlichen Meer.
Meine Blicke gehen über das weite Wasser hinaus.
Ein Glücksgefühl breitet sich in mir aus.

Hat mich die Routine wieder fest im Griff,
dann stelle ich mir vor, ich fahre mit dem Schiff
übers Meer, blicke in die Berge und fliege über grüne Wiesen.
Die Ruhe kehrt ein, während die Gedanken fließen.

Freiheit ist da, wo wir sie suchen:
In uns selbst, in unseren Gedanken, nicht nur beim Anblick
von üppigen Buchen.
Und so weiß ich, dass ich stets frei sein kann,
auch wenn mich der Alltag manchmal fängt und bannt.

Antonia Weishäupl, 12 Jahre

Geburtstag mal anders oder Tante Elisabeth, die Befreierin

Tante Elisabeth ist schon eine steinalte Dame. Sie ist schon lange Witwe, aber eine sehr fidele. Immer trägt sie bunte Schürzen, eine große Perlenkette und eine Unmenge roten Lippenstifts. Kurzum: Sie ist eine Muster-Omi. Und nett und klug ist sie noch dazu. Da denkt man sich doch glatt, dass man Glück hat, wenn man in der Familie jemanden hat wie sie. Und ihre Familie findet das auch. Sie vergöttert Elisabeth nämlich seit dem Tod ihres Mannes. Eigentlich aber himmeln alle nur Elisabeths Käsesahnetorten und Erdbeerkuchen und Rinderbraten und gefilterten Kaffee und Knödel mit Soße und Salatdressings und Aprikosenmarmeladen an. Das ist nämlich eine ganz verzwickte schwierige Geschichte.

Aber von vorne. Elisabeth hat immer am 1. August Geburtstag. Das ist ihr aber eigentlich ziemlich gleichgültig. Für alle anderen aus ihrer Familie jedoch ist dieser Tag fast noch wichtiger als Weihnachten, Ostern und ihr eigener Geburtstag zusammen. Da kommen sie nämlich alle, ihr wohlgenährter Sohn Ingo und seine ebenso wohlgenährte Familie, ihre stolze Tochter Karin und ihre nicht minder stolze Familie, Neffen und Nichten mit ihren Familien, Cousins und Cousinen mit Familien, die Cousinen und Cousins und die Geschwister und Neffen und Nichten ihres seligen Ehemannes, alle stehen sie dann vor der Tür. Die meisten von ihnen haben eine weite Anreise. Und sie kommen auch nur an Elisabeths Geburtstag. An Weihnachten, an Ostern und an allen anderen Feiertagen im Jahr sitzt sie allein in ihrer Stube. Nicht weil sie's so will, sondern vielmehr, weil es so ist. Da kommen sie einfach nicht, da ist ihnen Elisabeth egal.

Aber an Elisabeths Geburtstag, da kommen sie. Und sie kommen wegen des guten Essens, das die Tante aufischt. Da stehen schon alle morgens vor der Tür und klingeln. Als Geschenk hat jeder einen Billig-Blumenstrauß und einen 5-Euro-Gutschein von Kaufland dabei. Elisabeth lässt dann am Vortag von einem Hausmeisterservice die große Tafel im Garten aufbauen, dass auch jeder genug Platz hat. Morgens gibt es schon frische Brötchen und Früchtekuchen und die ersten Tassen Kaffee und Kakao und was sonst noch so zu einem anständigen Frühstück dazugehört. Das muss Elisabeth alles selbst auf- und abtragen. Vormittags sitzen dann alle Familienmitglieder im Haus rum, spielen Elisabeth über die Schulter und warten, bis das Mittagessen fertig ist. Manche gehen auch umher und mustern, was ihnen im Haus nicht gefällt. Nebenbei verziert Elisabeth die Torten für den Nachmittagskaffee. Um Punkt 12 Uhr mittags steht das Mittagessen auf dem Tisch, und zwar stets mehrere Sachen zur Auswahl. Für die Nicht-Vegetarier gibt es Schweinebraten und Knödel, Rinderbraten und Spätzle, Fisch und Salzkartoffeln und Schnitzel mit Pommes Frites und sonst noch so manche Köstlichkeiten. Für die Vegetarier das Ganze ohne Fleisch oder Fisch. Alles von Elisabeth selbst gekocht und kreiert.

Danach gehen alle in den Garten und dort serviert Elisabeth den Kaffee und die Torten. Auch hier ist die Auswahl wieder riesig und spektakulär. Es gibt Marzipantorte und Schokokuchen und Erdbeerkuchen und Sahnetorten und Früchtekuchen und Muffins, alles, dass die liebe Familie satt wird. Da sitzen sie dann den ganzen Nachmittag und schwatzen und lachen. Nur eine fehlt: Tante Elisabeth! Sie steht in der Küche und macht Kaffee oder richtet Tortenstücke auf die Teller. So geht das den ganzen Nachmittag. Am Abend serviert Elisabeth noch allerlei saure Köstlichkeiten, denn es soll ja keiner Hunger leiden müssen: Wurst- und Käseplatten, von Salaten und Brezen ganz zu schweigen. Irgendwann spät in der Nacht haben sich dann alle ihre Bäuche vollgeschlagen und fahren mit einem fröhlichen und zufriedenen „Bis zum nächsten Jahr, liebste

Tante!“ nach Hause. Und glaubt ja nicht, dass auch nur einer von ihnen Elisabeth geholfen hätte! Sie sitzen alle da und sehen es als selbstverständlich an, dass Elisabeth sie alle bedient. Und Elisabeth? Die macht einfach brav mit, beschwert sich nicht und ist froh, dass ihre Familie wenigstens einmal im Jahr hier ist. Sie ist nicht mal böse auf die Verwandtschaft, sondern schafft es, immer nett und freundlich zu sein.

Aber eines schönen Tages, irgendwann im Frühling, lange vor Elisabeths Geburtstag, sitzt die alte Dame im Wohnzimmer auf dem großen Teppich und räumt auf. Nicht, dass sich wieder irgendwer über ihre „unordentliche“ Wohnung beschwert. Da findet sie auf einmal eine Schachtel mit all den Geburtstagsgutscheinen von Kaufland, die man ihr im Laufe der Jahre geschenkt hat. Damit geht sie dann am nächsten Tag einkaufen – natürlich zu Kaufland und kauft sich, weil sie sich ja sonst nichts gönnt, eine Zeitschrift. Als sie dann zu Hause sitzt und die Zeitschrift durchblättert, entdeckt sie plötzlich ein Gewinnspiel. „Rufen Sie an und gewinnen Sie noch heute!“, steht darin. Und Elisabeth, flink wie sie ist, ruft aus reiner Langeweile mal an – und gewinnt!

Die folgenden Wochen genießt Elisabeth und sie freut sich auf ihren Gewinn. Dann ist er endlich wieder da, der 1. August. Alle ihre Familienmitglieder stehen wieder vor der Haustür. Alle sind sie wieder gekommen: Ingo und seine Familie, Karin und ihre Familie, ihre Neffen und Nichten und alle anderen. Sie klingeln Sturm und machen sich schon Sorgen, ob Elisabeth denn da drinnen womöglich irgendwo tot am Boden rumliegt. Beim Gardinenaufhängen von der Leiter gefallen? Stromschlag? Herzinfarkt? Lebensmittelvergiftung mit tödlichem Ausgang? Das wäre ja wirklich ein Jammer, denn dann gäbe es ja nie wieder am 1. August Geburtstagsessen bei Tante Elisabeth! Da kramt ihr Sohn Ingo einen Ersatzschlüssel aus der Tasche, alle schleichen sich ins Haus und schauen vorsichtig und ganz besorgt nach, ob Elisabeth da irgendwo liegt. Das einzige allerdings, was rumliegt, ist ein Zettel auf dem Küchentisch, auf dem steht:

„Liebe Familie!

Es gibt Leute, die scheren sich das ganze Jahr einen Dreck um dich. Aber an deinem Geburtstag kommen alle – aber das nur, weil sie da Kuchen kriegen. Manchmal muss man sich einfach von Dingen trennen! Ich habe mich mal von den alten Traditionen getrennt und bin mit meiner Freundin Trude bis auf Weiteres ans französische Mittelmeer gereist. Wenn ihr wollt, schicke ich euch sogar eine Ansichtskarte! Restaurant mit Meerblick.

Eure liebste Elisabeth!

P.S. Zutaten für die von euch allen so geliebten und geschätzten Kuchen findet ihr im Küchenschrank!“

Tja, Elisabeth war schon immer eine schlaue Dame! Jetzt ist sie auch noch eine freie Frau! Manchmal muss man sich schließlich von unangenehmen Dingen, Traditionen oder auch Menschen befreien, um wirklich frei zu sein!

Der Preis „Die Feder“ wurde im Jahr 2022 von der Hanns-Seidel-Stiftung zum ersten Mal ausgeschrieben. Die Schirmherrschaft zum Thema „Frei sein“ im Jahr 2023 übernahm der Autor und Philosoph Dr. Alexander Grau. Die ausgezeichneten Einsendungen sind in dieser Broschüre, getrennt nach den Kategorien 6–12 Jahre und 13–18 Jahre, von Autoren jeden Alters veröffentlicht.

Die Organisation von Ausschreibung über Preisverleihung bis zur Veröffentlichung im Rahmen dieser Broschüre lag in den Händen der Referatsleiterinnen und Referatsleiter Teresa Pfaffinger, Thomas Klotz, Margarethe Stadlbauer sowie der stv. Generalsekretärin Stefanie von Winning unter Begleitung des Bereiches Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit.

Impressum

Herausgeber

Copyright 2023 Hanns-Seidel-Stiftung e.V., München
Lazarettstr. 33, 80636 München, Tel.: +49 (0) 89 1258-0,
E-Mail: info@hss.de, Online: www.hss.de

Vorsitzender: Markus Ferber, MdEP

Generalsekretär: Oliver Jörg

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit: Hubertus Klingsbögl (V.i.S.d.P.)

Satz: Walch Druck, Augsburg

Druck: Walch Druck, Augsburg

Titelfoto: Romolo Tavani, Olga Rai/Adobe Stock

Die veröffentlichten Texte geben die Meinung des Verfassers wieder.

Die Hanns-Seidel-Stiftung verfolgt das Ziel, alle Geschlechter gleichermaßen anzusprechen und sichtbar zu machen. Sämtliche im Text verwendeten Personenansprachen beziehen sich uneingeschränkt auf alle Geschlechter und beinhalten keine Wertung.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung, Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.



Hanns-Seidel-Stiftung
Lazarettstr. 33, 80636 München

[hss.de](https://www.hss.de)
info@hss.de
T +49 (0) 89 1258-0

Folgt uns auf

